Heimathlos.

Eine Erzählung

von

M. Goldschmidt.

Aus dem Dänischen.

Erster Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1854.

Heimathlos.

Erster Band.

Zu Hause.

Erstes Kapitel.

Im Garten war ein großer Rasen und in der Mitte desselben ein einsamer, kleiner Apfelbaum, dessen Zweige sich unter dem Gewicht des dichten Laubes und der halbreifen Aepfel niedersenkten. Emilie hatte einen Apfel gefunden, welcher zu früh reif geworden und abgefallen war. Alsbald schaarten sich die spielenden Kinder um sie herum; aber gebieterisch, wie eine Königin, sagte das achtjährige Mädchen, indem sie den Apfel in die Höhe hielt:

„Sei't artig und stille, so soll jedes von Euch ein Stück bekommen.“ Mit einem Seitenblicke setzte sie hinzu: „Und wer am meisten von mir hält und ruhig bis zuletzt wartet, erhält das größte Stück.“

Ein neben ihr stehender, gleichalter Knabe mit gelbem Haar und nußbraunen Augen trat augenblicklich

aus dem Kreise und blieb in einiger Entfernung stehen, bis sie den Apfel zerschnitten und die Stücke vertheilt hatte. Plötzlich rief sie:

„So, nun ist nichts mehr vorhanden!“ und streckte lachend die leeren Hände in die Höhe.

Die Thränen kamen dem kleinen Knaben in die Augen und seine Lippen zitterten, als ob er nur mit Mühe ein lautes Weinen unterdrücke, während die andern Kinder darüber lachten, daß er so lecker war und das Mädchen ihn so angeführt hatte. Er wollte schweigend davon gehen, als sie sich ihm näherte und ihm im Vorbeigehen zuflüsterte:

„Auch ich kostete ja nichts von dem Apfel, Otto; wir Beiden allein erhielten nichts davon.“

Bei diesen Worten verbreitete sich eine außerordentliche Freude über das Gesicht des Knaben; ohne sie anzusehen, sprang er zurück zu den Andern und lenkte das wilde, jauchzende Spiel im Garten seines Vaters zwischen den Johannisbeer- und Stachelbeerbüschen und in einem zum Garten gehörenden Pappelhaine.

Emiliens Eltern, Agent Theilmann und seine Frau, wohnten schräg gegenüber. Die Familie des Agenten war von Alters her in der Stadt ansässig. Sein Haus hieß „Theilmanns Haus“, ein Richtweg zwischen den Gärten hindurch „Theilmanns Weg“ —

alte Begebenheiten hatten sich, als Theilmanns Groß=vater noch lebte, dort zugetragen — und da die Familie seit Menschengedenken vermögend gewesen war, hatten die Bewohner der Stadt gleichsam schon von der Geburt an Achtung vor Christian Theilmann, dem Agenten. Er hatte die Wirksamkeit seiner Vorväter fortgesetzt und erweitert, aber nicht verändert. Er war Kaufmann und hielt einen Laden. Dabei besaß er große Grund=stücke, trieb einen bedeutenden Handel mit Ochsen, welche er zum Theil bei seiner Brennerei selbst mästete, verschiffte Korn, führte sogenannte grobe Waaren u. s. w. Dieses Geschäft betrieb er mit kräftigem, stillem Fleiße, gewohnt, bei seiner ganzen Umgebung einen unbedingten Gehorsam zu finden. Seine zweite Frau, Emiliens Mutter, war die Tochter eines verstorbenen Lanzenier=rittmeisters. Hatte sie auch keine ausgezeichnete Er=ziehung genossen, so hatte sie doch einen gebildeten Sinn, und namentlich Geschmack für Musik und Blumen, und brachte Beides, was bisher bei dem Agenten fast ganz gefehlt hatte, mit in das Haus und zu ihren erwachsenen Stieftöchtern. Ob sie zu größeren Reformen geneigt war, läßt sich nicht leicht sagen; jeder Versuch in dieser Beziehung war indeß vollkommen mißlungen, und statt eine neue, moderne Epoche her=vorzurufen, war sie nur als ein neues Rad in die große, maschinenmäßige Hausordnung eingetreten. Der

Agent sah gern Heiterkeit in seiner zahlreichen Familie herrschen — zu jener Zeit war die älteste Tochter mit einem jungen Kaufmanne verlobt — kam aber einmal ein guter Kunde, z. B. eine vermögende Bauersfrau, selbst zur Stadt, so mußte, und wäre auch Engelmusik in der Stube gewesen, Musik und Freude aufhören, und die Bauersfrau mit einer Tasse Kaffee bewirthet und mit der größten Aufmerksamkeit unterhalten werden, denn so war es, als der Vater des Agenten noch lebte, Gebrauch gewesen. Ein eben so alter Gebrauch, so unerschütterlich wie die alte Chatulle, war es ebenfalls, daß die Wohnstube zugleich als Eßstube und Geschäftszimmer diente. Man wußte, daß es so sein sollte, oder noch mehr, man kam nie auf den Gedanken, daß es anders sein könne, und als natürliche Folge dieses Geistes herrschte in jenem Hause mit den hübschen erwachsenen Töchtern, trotz des Reichthums, ja trotz des Titels, eine schlichte, ungezwungene Lebhaftigkeit — wenn auch hinzugefügt werden muß, daß man dem Agenten alle neumodischen Gedanken fast gar nicht anrechnete. Abends kamen nicht selten einige junge Leute der Stadt, die Bevollmächtigten des Bürgermeisters, der Amtsstube, des Zollverwalters u. s. w., und man unterhielt sich dann mit Gespräch und Gesang. Zu gewissen Zeiten waren aber große Gesellschaften, denen sämmtliche Honoratioren der Stadt und Umgegend

beiwohnten. Dann sollte nach dem Willen des Agenten das Haus seine ganze Pracht entfalten, und dann zeigte die Bewirthung, welcher massive Reichthum sich in der alten Familie vererbt hatte. In diesem Hause sah ein Kind Vieles und lernte Vieles, wenn auch nicht aus Büchern.

In Otto's elterlichem Hause ging es bescheidener, jedoch nicht ärmlich her. Der Kaufmann Kroyer und seine Frau hatten außer ihm nur noch ein Kind, einen zweijährigen Knaben. Sie lebten still, nahmen selten Antheil an den muntern Gesellschaften des ihnen gegenüber wohnenden Nachbarn und gaben noch seltener solche wieder. Kroyer war aus Kopenhagen gebürtig, hatte aber das Kaufmannshaus von seinem Schwiegervater geerbt, und obschon er einen Laden hatte und nach Sitte der Zeit Ländereien und dergleichen besaß, beschäftigte er sich doch ausschließlich mit dem Kornhandel. Er besaß sogar ein Schiff, eine Jacht, die er selbst hatte bauen lassen, und nach seiner Frau „Maria Elisabeth“ benannt hatte. Dieses Schiff war ein Liebling des Hauses; in der Vorstellung Otto's gehörte es eben so mit zur Familie, wie der Hund Charmant, ja noch weit mehr, denn es führte ja den Namen der Mutter, und es schien ihm menschlichen Verstand zu haben, so oft wurde ja gesagt: „Jetzt ist Maria Elisabeth in Bergen!“ — „Der liebe Gott weiß, wo

Maria Elisabeth sein mag!“ — „Sonnabend vor acht Tagen ging Maria Elisabeth von Lübeck ab!“ — „Wenn sich Maria Elisabeth in der letzten Nacht nur geborgen hat!“ Und es hatte sich geborgen; es kam nach Hause, und wenn es da war, hätte Otto es gern streicheln mögen, konnte es aber nicht, denn die getheerten Seiten entsprachen nicht ganz seiner Vorstellung; doch liebte er es und streichelte es in seinen Gedanken. Ließ Kroyer seine „Maria Elisabeth“ neu anmalen, so war es ihm fast, als habe er seiner Frau ein neues Kleid geschenkt. Auch wußte man, daß — wo „Maria Elisabeth“ auch sein mochte — am Morgen des St. Johannistages — dem Geburtstage der Madame Kroyer — zwei Kanonenschüsse — einer mit jeder der kleinen Drehbassen — abgefeuert, von der Mannschaft die Flagge gehißt und von sämmtlichen drei Mann Hurrah gerufen wurde. Es wäre Einem gewiß wunderlich vorgekommen, wenn man das einsame Schiff hätte sehen und den plötzlichen Jubel der einsamen Menschen auf dem Meere hätte hören können; in ihrer Vorstellung war aber die ganze Stadt zugegen. Ein anderer Theil des Hauses, welcher es für die Gefährten Otto's besonders angenehm machte, war der große Garten mit dem grünen Rasen und dem Lustwäldchen, welcher sich besser als irgend ein anderer Platz in der Stadt zu ihren Spielen eignete. Es war

ein Frucht- und Küchengarten, außer den Maßlieben, als Einfassung der Gemüsebeete, waren keine Blumen darin — man hätte glauben sollen, daß Madame Kroyer in keinerlei Weise mit dem Agentenhause wetteifern wollte; — desto ungehinderter konnten aber die Spiele der Kindervor sich gehen.

Manchen Abend, wenn Jeder nach beendigtem Spiele nach Hause gegangen war und Musik und Gesang vom Nachbar herüberscholl, saß Otto einsam in einer Ecke und horchte und sehnte sich nach Emilien, bis die Mutter von ihren häuslichen Geschäften und der Vater vom Comptoir hereinkam. Dann wurde Licht angezündet, die Fensterläden zugemacht und das Abendessen aufgetragen. Bisweilen fand sich ein einzelner, willkommener Gast ein, am häufigsten war aber die Familie allein, doch vergnügt. Es ist aber schwer zu sagen, woher und womit man sich unterhielt, wenn es nicht die innige, gegenseitige Liebe war, welche in diesem Hause ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Wenn der Vater auf dem Sopha oder wohl gar auf dem Fußboden lag und mit den beiden Kindern spielte, welche die Mutter im Scherz von ihm wegzulocken suchte, dann konnte nur Otto allein den fernen, dumpfen Freudenschall hören; er hörte ihn oder glaubte ihn zu hören, weil sein ganzes Denken und Trachten ihn mit unwillkürlicher Macht zu Emilien hinzog. Die Mutter

las etwas Verborgenes und Dunkles in den Augen ihres Knaben. Als Emilie ihm eines Nachmittags freudetrunken und stolz erzählt hatte, daß sie Abends eine Boottour mit Musik machen und daß Christian Foß, der Sohn des Bürgermeisters, mit solle, hatte Otto's Gesicht beim Spiel einen so wehmüthigen und traurigen Ausdruck, daß die Mutter plötzlich die Bibel aufschlug, ihn auf den Schooß nahm und mit ihm in derselben las.

Sie lasen von der Schöpfung und dem Garten Eden, vom Baume, welcher mitten in demselben stand, wobei denn Otto an den Apfelbaum dachte, welcher sich mitten im Garten seines Vaters auf dem Rasen befand. Bei der Stelle von dem Apfel und dem Sündenfall, von Adam und Eva, welche sich im Wäldchen versteckt hatten, dachte er an den Pappelhain, und es wollte ihm vorkommen, als ob Alles sich im elterlichen Hause zugetragen hätte. Mit heiliger Scheu schien es ihm, als ob er und Emilie Adam und Eva seien und als ob Gott da unten im Garten sei.

Am folgenden Morgen ging er mit seinem Vater durch den Garten, und als sie an dem kleinen Apfelbaume, dessen Früchte tief herabhingen, vorbei kamen, sagte der Vater:

„Otto, Du darfst keinen von diesen Aepfeln abpflücken“ (denn es war ein Lieblingsbaum).

Dem Knaben war es, als sei schon früher diese Mahnung an ihn ergangen, oder als gehöre sie zum Orte; er fühlte, daß man ihn auf die Probe stelle, welche so unglücklich ausfallen sollte, und doch antwortete er mit dem besten Willen, zu gehorchen:

„Das will ich auch nicht thun, Vater!“

Allein an demselben Tage kam Emilie herüber, und nachdem sie eine kurze Zeit zusammen gespielt hatten, sagte sie:

„Ich habe Durst; ich werde einen Apfel essen.“

„Das darfst Du nicht, Emilie!“ sagte Otto ängstlich, „der Vater hat es verboten.“

Demungeachtet pflückte sie doch einen Apfel und fing ihn an zu verzehren. Dann brach sie einen zweiten für ihn ab, und auch er aß, nicht weil er Lust dazu hatte, sondern weil irgend eine Macht ihn dazu trieb. Kaum hatte er aber den Apfel angebissen, als er die Stimme seines Vaters hörte.

„Da kommt ... Gott, Emilie!“ rief er.

„Welches Geschwätz!“ rief sie und lief davon; er folgte ihr und sie kamen athemlos im Lustwäldchen an.

„Otto! Otto! wohin läufst Du? wo bist Du?“ rief der Vater.

Der Knabe war aus Angst vor Gott und dem Vater einer Ohnmacht nahe; er hatte den Apfel von

sich geworfen und wollte in einen hohlen Baum kriechen. Emilie verbarg ihren Apfel, indem sie die Hände auf den Rücken hielt.

„Otto! Emilie!“ fuhr der Vater fort zu rufen, „kommt herauf, wir wollen spazieren fahren, und Emilie kann mitkommen, wenn ihre Mutter es erlauben will.“

Sie kamen hinauf, und die Mutter konnte ihrem Kinde den vorgefallenen Sündenfall nicht ansehen; daß er ein Gebot übertreten hatte und nicht mehr glaubte, daß Gott im Garten sei, noch daß es wahr sei, was im heiligen Buche stand, denn es hatte sich ja nicht so zugetragen. Und doch fand ein Kampf in der Seele des Knaben statt; er hätte gern der Mutter Alles gestanden, aber er wußte nicht, was er sagen sollte; auch mag es sein, daß er in kindischer Verwunderung und dämonischem Trotze an sich selbst die Frage that: „Warum weiß sie es nicht?“

So verstrich die Zeit. Die Mutter merkte oft, daß etwas Fremdes, Besonderes, dessen Ursprung sie nicht kannte, sich in das Gemüth ihres Knaben eingeschlichen hatte und eine Schranke zwischen ihm und ihr errichtete, so daß sie ihn nicht überschauen konnte. Eines Abends hatte sie ihn lange mit einer Hopfenstange in der Hand vor einer Laube stehen sehen, und als sie ihn zu Bette brachte, bat er, daß die Thür nach dem kleinen Zimmer zugemacht werden möge, obgleich

er sonst bange war, im Dunkeln zu liegen, wenn die Thür nach der Kinderstube nicht offen stand. Auf alle ihre Fragen erhielt sie keine deutliche Antwort, und als sie in die Stube gekommen war und ihr Mann ihr einige Volkssagen vorlas, sagte sie plötzlich:

„Es ist ein Kobold in unserm Hause; eben so wie Du da liesest, daß sich der Kobold das beste Pferd im Stalle auswählt und es um Mitternacht reitet, striegelt, füttert, eben so hat Etwas unsern Otto in seiner Macht. Er ist nicht so natürlich, munter und dreist, wie es ein Knabe in seinem Alter immer sein sollte. Es liegt in seinem stillen Wesen Etwas, was mir nicht zusagt."

„Wie kommst Du darauf?"

Sie erzählte ihm, was sie bemerkt hatte.

„Du bist eine kleine Närrin," sagte der Vater und las weiter.

Kurz darauf fuhr sie aber fort:

„Man kann den Knaben nicht von seinen Gespielen trennen, und doch möchte ich, daß er sich von Emilien fern hielte."

„Was hast Du gegen Emilien?" fragte ihr Mann und legte das Buch hin.

„Ich habe nun einmal etwas gegen sie."

„Du bist eifersüchtig auf sie," sagte der Vater, indem er seine Frau umarmte und küßte; „eine Schwie-

germutter kann selten ihre Schwiegertochter leiden, der Schwiegervater aber verzärtelt sie, das ist eine alte Geschichte. Ich halte viel von Emilien; sie ist ein kleines, hübsches, munteres Mädchen, und wer weiß, ob nicht einmal aus Otto und ihr noch ein Paar wird. Daß mitunter aus solchen Kindereien Ernst wird, hat man schon früher gesehen."

„Ja, es kann allerdings Ernst werden ... möchtest Du, daß Emilie Deine Tochter wäre?" fragte sie.

„Meine Tochter? unsere Tochter? ... hm, nein, wenn ich mich recht besinne, mag sie lieber Theilmanns Tochter sein. Aber wäre sie ein erwachsenes Mädchen und wäre ich nicht mit Dir verheirathet und kennte ich Dich nicht ... hm, nein ... weißt Du, Mutter, wir sind beide noch kindischer als Otto und Emilie; laß die Kinder spielen und uns vernünftig sein."

Sie antwortete: „Ja, ja, glaube mir, Otto sollte auf's Land zu einem Prediger oder nach Kopenhagen."

„Sogleich?" fragte der Vater und nahm wieder das Buch.

Die Sache war, daß Emilie in der letzten Zeit ein paar Ritterromane, welche ihren älteren Schwestern gehörten, in die Hände bekommen hatte, in welchen sie und Otto gemeinschaftlich lasen. Plötzlich, als sie in der Laube saßen und von einem Ritter und seiner Geliebten lasen, hatte sie seinen Kopf in die Hände

genommen und ihn geküßt, worauf sie schweigend davon gegangen war. Darauf hatte sich Otto als Ritter mit der Lanze vor die Laube gestellt und nach Ritterart das Gelübde gethan, eine Nacht im Dünkeln wachen zu wollen, was er jedoch dahin abänderte, im Dunkeln zu schlafen.

Allein um solches zu entdecken und zu verstehen, hätte man den Kindern Schritt für Schritt folgen und mit tiefschauendem Blicke ihr Spiel beobachten müssen. Das Spiel wurde nicht verheimlicht und war geräuschvoll genug; wer hätte aber die Seelenfreude und Glückseligkeit, die einfachen, aber starken Gemüthsbewegungen wahrnehmen können, welche dasselbe wie unsichtbare Blumen durchflochten. Hatten sie einen großen Kreis gebildet und spielten: „Der Mönch geht durch die Wiese“ und „Emilie breitete aus ihren Mantel so blau,“ so erwartete Otto voll Hoffnung und Angst, daß sie ihn wählen solle. Sie that es nur selten, seine Wahl fiel aber immer auf sie. Oft zürnte er, und dann schien es ihm, als ob er sich ein Herz fassen und ein anderes Mädchen wählen müsse; im entscheidenden Augenblicke aber fürchtete er sich wieder, Emilien zurückzusetzen und sie böse zu machen. Und wenn sie dann ein seltenes Mal ihn gewählt hatte, wenn „der Mönch bat die Nonn', ein wenig zu ruh'n,“ und sie einander gegenüber knieeten; wenn „der Mönch bat die Nonn',

zu glätten sein Haar," und sie sein Haar streichelte, wenn „der Mönch bat die Nonn' um einen Kuß," und sie ihn küßte, dann war aller Kummer verschwunden, und vollkommen froh sprang er mit ihr auf — „und sehet, wie tanzen die Beiden ohn' Ruh', als hätten gestohlen sie Stiefel und Schuh'!"

Andere Spiele gaben ähnliche Veranlassungen zu Gemüthsbewegungen. Sie bildeten einen Kreis und sangen:

„Es steht ein Schloß in Oesterreich!
Faldera, die rötheſten Rosen!"

Im Kreise stand ein Mädchen; sie war in ein Kloster gesperrt, und vor demselben stand ein Ritter. Das Lied beschrieb, wie er sich näherte, um das Fräulein zu befreien.

„Dann bricht er ab die große Kupfermauer!
Faldera, die rötheſten Rosen!"

Und dann versuchte der Ritter, durch den Kreis zu brechen, wurde aber gewöhnlich zurückgeworfen. Nun kam der große Augenblick heran, und mit verstärkter Stimme sangen sie:

„Dann bricht er ab das große Eisenthor!
Faldera, die rötheſten Rosen!"

und Otto konnte nie hindurchbrechen, außer wenn

Emilie im Kreise stand. Es kam ihm dann vor, als sei sie wirklich eingesperrt, als müsse er sie befreien, und als wäre er ohne diese Angst um sie nicht stark genug.

Der städtische Polizeidiener hieß Green; er war ein alter, großer, hagerer und bleicher Mann, dessen Gesicht, wenn er an den Festtagen seinen langen, rothen Ueberrock mit grünem Kragen anhatte, wie das eines Gespenstes anzublicken war. Solche Festtage waren namentlich die Markttage; dann hielten die Bauerwagen in einer Reihe vom Markte bis zu den beiden Stadtthoren, und weil die Bauern, wenn sie von ihren Pferden und Wagen gingen, trotz aller Befehle nie die Stränge losmachten, so untersuchte Green von Amtswegen einen Wagen nach dem andern und durchschnitt die Stränge. Nicht als eine Pflicht, sondern mit Lust und Leidenschaft führte er dieses Geschäft aus, und seine grauen Augen blitzten freudig, indem er Verwünschungen über die „nachlässigen Trunkenbolde“ vor sich hin murmelte.

Er that nie Jemandem etwas zu Leide; im Gegentheil, er war eifrig auf die Sicherheit der Bürger und die Ruhe der Stadt bedacht; in seinen Amtsverrichtungen hatte er aber ein zorniges und barsches Wesen. Er war Witwer und kinderlos und konnte es nicht haben, daß Kinder lärmten und spielten, jagte

sie gern aus einander, wenn sie sich auf dem Markte unschuldig tummelten oder sich sonst nach der Schulzeit daselbst versammelten, und, obgleich er die Kinder nie schlug, die ärmsten vielleicht ausgenommen, so brachten doch seine hohe, bleiche Gestalt, seine grimmigen Mienen und harten Worte eine Wirkung hervor, als könne man nur durch eine schleunige Flucht einer Züchtigung von ihm entgehen. Diesen Popanz wagten Otto und Emilie in seiner eigenen Wohnung anzugreifen. Green bewohnte ein vereinzeltes Haus hinter dem Garten des Kaufmanns Kroyer, und hatte auf seinem kleinen Hofe einen Taubenschlag. Er war ein Liebhaber von Tauben und hatte deren gegen funfzig Paar, worunter sich einige sehr hübsche befanden.

An einem Sommernachmittage hatten die Kinder gesehen, wie er im Taubenschlage saß, die Tauben streichelte und küßte und wie eine Waldtaube umgirrte. Sie wunderten sich, daß der strenge Mann dort sitzen und so sanft sein könne. Auch sie hätten gern hinaufklettern und mit den Tauben spielen mögen. Weil Green am Tage selten zu Hause war, schien ihnen dieses ein Leichtes zu sein. Mit vereinten Kräften schleppten sie die Leiter nach dem Taubenschlage und krochen hinein. Emilie wählte sich ein graues Täubchen aus, setzte sich nieder, streichelte es und hauchte es an, wobei sie demselben die zärtlichsten Namen gab.

Allmählig wurde ihre Zärtlichkeit etwas wild; sie drückte die Taube zu stark, riß sie in den Federn, weinte und konnte doch das arme Thierchen nicht loslassen, bis sie entsetzt schrie:

„Sie ist todt!“

Otto hatte unterdeß mit den andern Tauben gespielt, war jedoch ungeschickt dabei gewesen und hatte ihnen eine große Furcht eingejagt, so daß sie umherflatterten und eine Wolke von Federn verbreiteten. Als er Emilien schreien hörte, war er in Angst gerathen und stehen geblieben. Beide fühlten sich so unglücklich, als hätten sie ein Verbrechen begangen.

„Nein, sie lebt! Gott Lob!“ rief Otto, als er die Taube sich bewegen sah.

Mit vereinten Kräften heilten sie dieselbe so weit, daß sie saß und wie lebendig aussah, worauf sie sich eiligst entfernten.

Als Green nach Hause kam, merkte er, daß Fremde in seinem Taubenschlage gewesen waren, und beschloß deßhalb, Wache zu halten und Schlingen zu legen. Er brauchte nicht lange zu warten, denn Emilie und Otto wurden von Gewissensbissen gepeinigt und wollten am folgenden Tage sehen, wie es mit der Taube sei. In Begleitung von Christian Foß, dem Sohne des Bürgermeisters, gingen sie nach dem Taubenschlage zu

einer Zeit, in welcher Green nach ihrer Meinung nicht zu Hause sein konnte.

Otto stieg zuerst hinauf; aber kaum befand er sich im Schlage, so fing die Leiter an sich zu bewegen, rückte seitwärts und stürzte zu Boden.

In demselben Augenblicke kam Green hinter dem offenen Fenster zum Vorschein, und dieser Anblick jagte Christian Foß in die Flucht. Green blieb einige Augenblicke am Fenster stehen und freute sich im Voraus seines Triumphes — etwa wie ein Gourmand ein wenig zögert, bevor er etwas von seinem Lieblingsgerichte genießt. Aber diese Verfeinerung des Genusses riß unserm Green den wirklichen Sieg aus den Händen.

Mit sicherer Hand ergriff Emilie das Seil, welches Green an die Leiter befestigt hatte, entriß es ihm, eilte nach der Thür und befestigte den Haken vor derselben — denn an den Außenseiten der Hofthüren befinden sich oft Haken, welche man, wenn man in den Hof oder Garten geht, überschlägt, um die Hühner und Enten abzuhalten. Der Polizeidiener Green war demnach Arrestant. Er versuchte sich einen Weg durch das Fenster zu bahnen; dieses war aber zu klein und er zu steif.

Während er in seiner großen Hitze allerlei Versuche machte, sich zu befreien, richtete Emilie mit An-

strengung aller ihrer Kräfte die rohe, von Green selbst verfertigte Leiter auf, zerriß sich dabei die Hände an den Nägeln und bekam sie voll Splitterchen, befreite aber Otto.

Mittlerweile hatte der wüthende Green das eine Bein halb zum Fenster hinausgesteckt; so sehr er sich aber auch krümmte, stieß er doch mit dem Kopfe an die Decke und konnte nicht hinaus. Als er die Verbrecher auf freien Füßen sah, schrie er mit halberstickter Stimme:

„Im Namen des Königs verhafte ich Euch, Ihr Diebsgesindel!“

Seine Worte hatten aber nicht die magische Kraft, welche er sich von ihnen versprochen hatte; Otto und Emilie beschleunigten nur ihre Flucht um so mehr, je tobender und lärmender die Ausbrüche seines Zorns wurden.

Emilie hatte ihre blutenden Hände auf dem Rücken versteckt und eilte sofort nach Hause. Erst am folgenden Tage, als Otto sah, daß ihre Hände verbunden waren, leuchtete es ihm ein, was seine Befreiung ihr gekostet hatte, doch sprachen sie nicht mit einander darüber; von Kindern gilt es noch mehr, wie von Erwachsenen, daß „jedes wahre Gefühl seine Scham in sich trägt.“ Sie fühlten sich inniger mit einander verknüpft; bei Emilien vermehrte es die unbe-

wußte, schalkhafte Sicherheit, mit welcher sie sich auf seine Anhänglichkeit verließ, — auf Otto wirkte es, als hätte er einen Zaubertrank getrunken, man hätte fast sagen sollen, daß sie das Licht= und Wärmeprincip seines Daseins geworden sei.

Zweites Kapitel.

Jeder, welcher die Stadt B. kennt, weiß, daß von der Haupt- oder Adelstraße — welche, da sie eigentlich die einzige der Stadt ist, im Grunde keines besonderen Namens bedarf — ein breiter, schroffer Weg nach den „Fischerhäusern," einer unregelmäßigen Gruppe von Häusern am Strande, führt. Otto's Eltern wohnten diesem Wege gegenüber, und sowohl Otto wie Emilie rutschten oft in einem kleinen Schlitten die Anhöhe hinab, um einen Besuch bei den Fischerbooten abzustatten. Ihr Gesellschafter war ein kleiner Knabe, Namens Peter Kröll, dessen Vater beim Fischen ertrunken war. Die Witwe hatte außer Peter noch zwei kleinere Kinder. Weil sie hübsch, freundlich und unermüdet thätig war, nahm man sie in allen Häusern der Stadt beim Schlachten, bei großen Wäschen und beim

Reinmachen gern zu Hilfe; der Kleinen wegen aber konnte sie oft das Haus nicht verlassen. Hatte aber ein Kaufmann der Stadt einen Fußboten auf's Land zu einem Prediger oder Gutsbesitzer zu schicken, so bediente er sich immer des Peters der Anna Kröll, welcher lebhaft wie ein Eichhörnchen und treu wie ein Hund war. Wenn er nach wohlverrichtetem Auftrage zurückkam, erhielt er fast immer eine tüchtige Schnitte Brot mit Butter und Käse und ein Stück Candies, welches er nach einem Laufe von einigen Meilen mit einem Drittehalb-Schillingstück nach Hause brachte. Es gab Zeiten im Jahre, in welchen Peter, ohne daß er darauf achtete, das ganze Haus ernährte. Für Peter war es das größte Vergnügen, wenn er an einem Sonntag-Vormittage, an welchem er sowohl von der Armenschule als von Aufträgen frei war, Otto und Emilien oben am Abhange sah, und sie auf seinen Zuruf: „Wollt Ihr rutschen?“ mit einem Kopfnicken antworteten und sich behutsam umsahen. Dann kletterte er mit seinem Schlitten zu ihnen hinauf, und ließ sie hinunterrutschen. Er selbst fuhr oft auf gleiche Weise hinab, wie die Cimbern und Teutonen die Alpen hinabglitten, ohne jedoch einen Schild unter sich zu haben, denn er trug starke Beinkleider aus Schaffell. Dann liefen alle Drei nach dem Wasser, wo Peter nach einander Beide auf den Rücken nahm und mit ihnen

nach einem Boote hinauswatete, in welches sie sich setzten und sich schaukelten, oder schweigend über die Meeresfläche hinausblickten. Oft, wenn sich am fernen Horizonte ein dunkler Punkt zeigte, rief Otto: „Dort kommt gewiß die „Maria Elisabeth!“ und alle Drei starrten dann hinaus oder geriethen in einen Wortwechsel. Otto glaubte eben nicht, daß es die „Maria Elisabeth“ sei, wollte es aber gern glauben; Emilie wollte es nicht glauben; sie mochte nicht, daß Otto die „Maria Elisabeth“ liebte; Peter war der erfahrene Seemann und gab die Entscheidung im Streite.

Emilie fürchtete sich sehr vor dem Wasser, unterließ aber dennoch selten, ehe sie aus dem Boote ging, auf die Regeling zu klettern, um sich über Otto's Angst, daß sie in's Wasser fallen könne, und über seine ängstlichen Griffe in ihre Kleider zu belustigen.

„Laß sie nur fallen, Otto!“ sagte einmal Peter ganz ruhig.

„Ich kann Peter gar nicht ausstehen,“ sagte Emilie, als sie wieder allein waren.

„Warum willst Du dann zu ihm hinabrutschen und Dich in seinem Boote schaukeln?“

„Du bist es ja, der es will; Du wirst ja sonst böse.“

Hierauf vermochte Otto nichts zu antworten, obgleich er fühlte, daß etwas Verkehrtes darin stecke.

Eines Tages brachte Emilie ein Bilderbuch mit nach dem Boote. Als Peter dasselbe erblickte, gerieth er beinahe außer sich vor Freude über die hübschen Bilder; er wusch seine Hände, trocknete sie sorgfältig auf seinen Beinkleidern und den Aermeln seiner Jacke ab, und saß die ganze Zeit da, entzückt darüber, im Buche buchstabiren und blättern zu können.

„Du kannst es gern behalten,“ sagte Emilie.

„Ja, aber darfst Du es mir auch lassen?“ fragte Peter und blickte sie ängstlich an.

„Gewiß darf ich, thörigter Junge!“ rief Emilie.

Peter war so froh über das Buch, daß er „vielen Dank“ zu sagen vergaß. Als sie aber nach Hause gingen, erbot er sich, sie die Anhöhe hinauf zu ziehen; dazu war er aber doch nicht stark genug, der arme Knabe.

An einem der folgenden Tage war das Buch bei Emiliens andern Büchern und Spielsachen hingelegt, ohne daß ihr Jemand etwas davon gesagt hatte. Als sie das Buch sah, deckte sie sogleich etwas darüber, und als sie sich am Abend einen Augenblick allein in der Küche befand, warf sie es in's Feuer, das auf dem Heerde brannte. Am nächsten Tage erzählte sie indeß Otto unter Thränen, was geschehen war, indem sie hinzusetzte:

„Du bist der Einzige, welcher mir treu ist.“

Und Otto fühlte eine stille, stolze Zufriedenheit darüber, ihr Vertrauter zu sein. Zu ihrer beiderseitigen großen Verwunderung sprach aber auch Peter kein Wort über den Vorfall.

Der Zufall fand nun für gut, sich in die Sache zu mischen. Sonntags gingen sie gewöhnlich auf einige Augenblicke zu der alten Madame Hoberg, welche ein sehr altes Haus an der Ecke der Adelstraße bewohnte. Sie hatte bei beiden Kindern Gevatter gestanden, und hatte aus diesem Grunde eine Art verjährtes Recht, dieselben an jedem Feiertage zn mustern, wie hübsch sie waren, wobei sie dann immer etwas Schönes bekamen. Sie war über siebenzig Jahr alt und sehr vermögend; aber ihr Mann zweiter Ehe, welcher um zehn Jahre jünger war als sie, war ein Säufer, und nur mit genauer Noth konnte sie ihr Geld vor ihm verwahren; denn als die Aeltere, Verständigere und Mäßige hatte sie ihn ohne Hilfe der Obrigkeit unmündig gemacht, und der Eheherr suchte nun auf Umwegen in den Nießbrauch des häuslichen Vermögens zu kommen.

Am Sonntage nach dem vorerwähnten Vorfalle kamen die Kinder zu ihr. Sie war aber krank und befahl ihrem Manne, jedem der Kinder einen Kuchen zu geben. Er benutzte diese Gelegenheit zum Durchsuchen mehrerer Behälter, vergaß aber mittlerweile, was

ihm befohlen war, und als er zwei große Aepfel fand, gab er den Kindern diese.

Als ob sie sich verabredet hätten, eilten sie Beide nach dem Abhange und gaben Peter die Aepfel, in der stillschweigenden Voraussetzung, daß dieselben einen Ersatz für das Buch abgeben sollten. Emilie wollte jedoch nicht rutschen, und als Otto mit Heftigkeit darauf bestand, sagte sie:

„Ich gehe mit der Mutter zu Besuch beim Bürgermeister.“

So schieden sie.

Als Peter aber nach Hause zu seiner Mutter kam, mußte er auch dieses Geschenk verlieren, denn als er die Aepfel aus der Tasche zog, fielen sie mitten auseinander, und in einem jeden fand sich statt des Kernhäuschens ein Zehnthalerschein. Beim Anblicke dieses Schatzes hatte Anna Kröll freilich einen Kampf mit sich zu bestehen; sie brachte aber sowohl Geld als Aepfel zu Madame Kroyer.

Otto's Mutter hörte ihren Bericht an und sagte nach kurzem Schweigen mit tiefforschendem Blicke:

„Sage mir, Anna, warum hat Sie es nicht behalten?“

Anna schlug die Augen nieder, zupfte an ihrer Schürze und antwortete:

„Mein Knabe Peter sah es.“

Madame Kroyer wendete sich ab, um die hervorbrechenden Thränen zu verbergen, und eilte hinüber zu der alten Madame Hoberg.

„Hole mir meine Aepfel!“ schrie die Alte, als sie hörte, was vorgefallen war.

Sie wurden gezählt, und es fehlten nur zwei daran.

Durch diese Gemüthsbewegung genesen, richtete sie sich im Bette auf, schlug die kattunen Vorhänge zur Seite und rief mit lauter Stimme Hoberg herbei.

„Was hattest Du heute in meinen Verschlüssen zu suchen, guter Hoberg?“ fragte sie ihn; „warum gabst Du den Kindern keinen Kuchen?“

„Ich gab ihnen Kuchen, liebes Mütterchen,“ antwortete Hoberg; „ich glaube wahrhaftig, daß ich ihnen Kuchen gegeben habe.“

„Nein, Du hast ihnen Aepfel gegeben! Und in jedem Apfel war ein Zehnthalerschein.“

„Das thut mir fürwahr leid, Mütterchen,“ versetzte er schnell und wollte zur Thür hinaus.

„Freilich thut es Dir leid, guter Hoberg! Du sollst Dich aber nicht bemühen, Väterchen, es sind keine Zehnthaleräpfel mehr vorhanden. Ich arme Frau werde noch ganz zu Grunde gerichtet. Du bringst mich durch Dein Trinken noch in's Armenhaus. Aber

jetzt kannst Du gern ausgehen, Väterchen, denn nun bin ich wieder munter."

„Was wollen Sie jetzt mit diesen beiden Zehnthalerscheinen anfangen?" fragte Madame Kroyer.

„Ja, warte, Mariechen, was soll ich damit anfangen? Es hält schwer, Geld zu verwahren, und doch ist es schlimm, wenn man keines hat. Warte, Mariechen! Hätte Hoberg sie genommen, so wäre es jetzt überstanden, und hätte er sie verzecht, so wäre es auch überstanden. Laß Anna den einen — nein — beide behalten. Und denke daran, Mariechen, wenn ich dereinst das Zeitliche gesegnet habe, so soll Anna Kröll das Bett mit allem Bettzeug darin haben. Vergiß es nur nicht, Mariechen!"

Zwanzig Thaler sind für den Vermögenden so wenig, für den strebsamen Armen aber sind sie ein Vermögen. Zwanzig Thaler! Peter rechnete mit vieler Mühe aus, daß er dafür **240** Mal Stafetten gehen und beinahe **400** Meilen zurücklegen müsse, wobei allerdings die großen Brotschnitten und der Candies nicht mit in Anschlag gebracht waren. Für diese zwanzig Thaler kauften sie eine Mütze und eine leinene Hose für Peter, Gardinen um Anna's Bett, ein neues weißes Kopfkissen und Bettüberzüge für das kleinste Kind, zwei föhrene Bretter zur Ausbesserung des Fußbodens und etwas Stroh zum Dache. Die Stube

wurde hell und freundlich und in ihrer Art schön, ja, die Geranien und Reseda im Fenster schienen üppiger darnach zu wachsen, gleichsam um anzudeuten, daß mit dem Gelde ein froherer, muthigerer Geist in's Haus gekommen war. Den größten Theil des Capitals verwendeten sie zum Ankauf zweier Lämmer und eines Schweins, sowie zur Ausbesserung der Einfriedigung um das beim Hause befindliche kleine Stück Gartenland. Für Otto entstanden daraus glückliche Zeiten, denn Emilie faßte plötzlich eine große Zuneigung zu Anna Kröll, und wollte jetzt lieber zu ihr, als in das Boot. Wenn sie so beisammen waren, befanden sie sich gleichsam in einer in sich abgeschlossenen Welt, welche einen ungestörten Frieden genoß, und im Innern und Aeußern von der Sonne beschienen wurde. Auch das Spiel war anderer Art, als oben im Garten. Man hätte glauben sollen, daß Otto und Emilie früher nie Schafe gesehen hätten, so sehr freuten sie sich, diese hier zu sehen; nie hatten sie die Schafheerden ihrer Eltern mit solchen Blicken betrachtet, als diese kleinen Thiere, welche die Lieblinge Peters und seiner Geschwister waren, und Freud' und Leid mit der kleinen Familie theilten.

Trotz diesem Allen herrschte doch ein eigenthümliches Verhältniß zwischen ihnen und Peter. Wenn er am Garten vorüber kam und andere Kinder darin

hörte, ging er nicht hinein, konnte aber lange draußen stehen bleiben, sie anstarren und seinen Stafettenauftrag vergessen. Otto und Emilie kamen auch nie auf den Gedanken, daß er bei einer solchen Gelegenheit zugegen sein solle. Es war gleichsam eine stillschweigende Verabredung, daß er eine Nebenbekanntschtft sei und nicht officiell zur Gesellschaft gehöre. Die Zurückhaltung Peters hatte wahrscheinlich von Anfang an ein Bedeutendes dazu beigetragen; es war nun aber einmal so. Auch die Civilisation hat ihre Instincte, und es scheint, daß die Eintheilung in Klassen den Kindern unserer Zeit nicht erst gelehrt zu werden braucht. Und doch, als zu Otto's Geburtstage ein Kinderball veranstaltet wurde, und er, um die Kinder des Bürgermeisters, des Zollverwalters und der bedeutenden Kaufleute einzuladen, in die Stadt sollte, geschah es, daß er plötzlich Peter mit einzuladen verlangte. Das Stubenmädchen, welches dieses hörte, fragte ihn mit Lachen:

„Wie kommst Du darauf, Otto? — Soll er in Holzschuhen tanzen?“

Das Bauermädchen war die Erste, welche Einen aus ihrer eigenen Kaste verstieß.

Otto bestand heftig auf seinem Verlangen, und das Ende waren, wie gewöhnlich, Thränen. Als er ausgeweint, seine Augen abgetrocknet und eine Er=

klärung bekommen hatte, warum Peter nicht dabei sein könne, ging er an der Hand des Dienstmädchens aus, um die Einladungen zu besorgen.

Auf diese Weise macht man den Verstand der Kinder reicher und deren Herz ein wenig ärmer.

Nahrung bekommen hatte, warum Peter nicht dabei sein könne, ging er an der Hand des Dienstmädchens zu, um die Einladungen zu besorgen.

Auf diese Weise machte man den Verstand der Kinder reicher und deren Herz ein wenig ärmer.

Drittes Kapitel.

Es war, richtig gesagt, kein wirklicher Kinderball, wie man ihn in unserer Zeit sieht, auf welchem sechsjährige Damen sich fragen: „Auf wie vielen Bällen bist Du diesen Winter gewesen?“ — „Wie viele Engagements hast Du zum Balle des Justizraths?“ Es herrschte damals noch nicht diese Leichtigkeit im Leben und Unbekümmertheit, noch der Sinn für das schöne Nothwendige und Ueberflüssige, welche es möglich machen, große Sorgfalt auf die Kinder zu verwenden und diese Sorgfalt zu übertreiben, oder durch verkehrte Anwendung schädlich zu machen. Es lastete noch die Vorzeit auf den kleinen Städten. In diesen hat es wohl nie ein aufgewecktes und kräftiges Leben gegeben, so lange der größte Theil der Landleute noch arm, noch Leibeigene der Gutsherrschaft waren. Hatten

auch einzelne Familien sich einiges Vermögen erworben und etwas persönliches Selbstgefühl bekommen, so hatten doch nur wenige sich dasselbe während des Krieges und der verschiedenen unglücklichen Ereignisse zu bewahren gewußt. Als die Güter selbst ihren Glanz verloren hatten und wegen rückständiger Abgaben vom Staate übernommen wurden, oder ihre Eigenthümer als Pächter lebten, war das städtische Leben ein gedrücktes Dasein, ein mit kleinen Mitteln geführter Kampf um das Nothdürftige. Der wichtigste Theil des kaufmännischen Betriebs bestand in Ackerbau und Branntweinbrennerei; der Manufacturhandel war fast ausschließlich in den Händen der Juden, denen jeder andere Erwerb abgeschnitten war (die christlichen Handelslehrlinge und Handelsdiener wurden nicht in den Geschäftsbetrieb eingeweiht), und diese Juden besaßen selten irgend eine andere Art Bildung, als ihre natürliche Schönheit; ihre Handelsbücher bestanden in Papierschnitzeln mit den mystischen Zeichen der hebräischen Schriftsprache. Die Aermeren von ihnen „gingen auf's Land," d. h. hausirten und trieben Tauschhandel, namentlich mit altem Silber, welches die Bauern sammelten, um dafür Kaffee, Kreuzbinden und goldgewirkte Hauben einzutauschen. Hohe Zollsätze veranlaßten einen starken Schmuggelhandel, wodurch Angaben, Confiscationen, der Ruin betriebsamer kleiner

Schiffer, oder Bestechungen herbeigeführt wurden. Auf dem Lande waren Umgehungen des Gesetzes und in den Städten Cassendefecte an der Tagesordnung. Dem Fremden, welcher solche Städte besuchte, waren das erbärmliche Straßenpflaster, die fehlende Straßenbeleuchtung und die elenden Gasthöfe mit ihren öfteren Raufereien hinlängliche Zeugnisse vom herrschenden Zustande, während viele von jenen Städten die herrlichsten Naturschönheiten als Umgebung hatten, und eben durch ihren Contrast gegen diese darthaten, daß Betriebsamkeit, Selbstständigkeit und Schönheitssinn diejenigen Eigenschaften sind, durch welche der Mensch mit der Natur Schritt hält. Die Spuren dieses Zustandes sind noch keineswegs verschwunden.

Eine glücklichere Zeit hatte aber begonnen. Einträgliche Jahre und manche gewissenhafte Regierungsmaßregeln hatten ein frischeres Leben herbeigeführt, welches sich bald in den ersten unsicheren Forderungen politischer Freiheit äußern sollte. Noch war der Genuß des Lebens bis jetzt ein idyllischer, eine Freude über Sonne, Licht und Luft, über eine wohlbesetzte Speisekammer und den Anfang zu einem Capital. Wenn die Aelteren sich versammelten, so trugen sie noch in den Furchen und Runzeln ihrer Gesichter das Gepräge der überstandenen Kämpfe, und die Gesellschaftstracht paßte oft nur schlecht zu den gebeugten,

durch Arbeit aller Schönheit beraubten Gestalten, oder den harten, rothen Händen. Ein Kreis von jungen Leuten, bestehend aus Landjunkern, welche die Gelehrtenschule besucht hatten, Verwaltern von den Gütern in der Nähe, einigen wenigen jungen Kaufleuten oder Kaufmannssöhnen, welche jährlich ein paar Mal nach Kopenhagen reis'ten, war ein lebensfrohes Völkchen, welches mitunter etwas ausgelassen und zum Zechen geneigt, im Ganzen aber gutmüthig, ja, man kann fast sagen, unschuldig war. Das große gastfreie Haus des Agenten und einige Beamtenfamilien trugen besonders dazu bei, ein gewisses geselliges Leben herbeizuführen. Das jüngere Geschlecht wurde nicht sehr mit Büchern geplagt und wuchs in einem sorglosen, sonnigen Zusammenleben heran, welches in einigen Naturen, die Anlagen dazu hatten, eine frühe Reife, eine stille, romantische Innigkeit entwickeln konnte. Man darf aber nicht denken, daß sie — einige Wenige ausgenommen — jugendliche Anmuth besaßen; die Meisten hatten dicke, rothe Backen und einen eigenthümlichen gespreizten, watschelnden Gang, ja, die Stadt war damals noch wegen ihrer bausbäckigen Kinder mit den „Wurstbeinen," wie man sich ausdrückte, berühmt. Und was Ball oder Tanz betraf, so hielten es die meisten Eltern in der Ordnung, daß die Kinder, nach Art der Väter, solches den Aelteren absahen und sich

deren Bewegungen, Genügsamkeit und gegenseitiges Verhalten aneigneten.

Im Laufe des Sommers hatte aber ein Tanzlehrer die Stadt besucht. Eigentlich war er auf Einladung des Bürgermeisters oder dessen Frau gekommen, welche anfingen, auf die höhere Entwickelung des Unterkörpers ihrer Kinderschaar zu denken; der große Saal des Bürgermeisters war dem Künstler eingeräumt, und da er unter solchem mächtigen Schutze stand, erhielt er auch sogleich Schüler aus andern Familien, wodurch sich die Kosten vertheilten. In dem einen Monate aber, welchen der Tanzlehrer auf seiner Rundreise dort verweilen konnte, hatten die Beinchen der Stadt keine großen Fortschritte gemacht. Sogar Emilie, die häufig dem Tanzen zugesehen und sogar den Reel gelernt hatte, war über die Anfangsgründe eines systematischen Tanzes erstaunt und mißmuthig geworden, und Otto, welcher von einem tanzenden Cavalier unsichere, ahnungsvolle Vorstellungen hatte, war es, als solle er in den Tod gehen, wenn er zum Bürgermeister gebracht wurde, um in beschwerlichen Stellungen mit verdrehten Beinen zu stehen, oder um längs einem auf dem Fußboden gezogenen Striche mit emporgerichtetem Kopfe zu gehen und sich bei der Thür zu verbeugen. War das Tanz? Ach, aller Anfang ist schwer; man muß in Position stehen, bevor man als

Ballcavalier den Hof machen kann; man muß buchstabiren, bevor man die Dichter lesen kann, und selbst zu den schönen Gestirnen führt der Weg durch langweilige Zahlen.

Dennoch kam der Kinderball zu Stande. Jede Familie sandte ihre Kinder dahin, damit sie wenigstens dem Tanze der andern Kinder zusehen könnten, oder — um ganz aufrichtig zu sein — man sandte die Kinder 'hin', um selbst auch kommen zu können, und in der geheimen Hoffnung, sich selbst einen fröhlichen Abend zu verschaffen.

Und so wurde es auch. Hätte man musicirt und unwissende Kinder in den Saal gelassen, so würden sie froh umhergesprungen sein und sich belustigt haben. Die Kinder jener Stadt aber hatten von dem Baume der Erkenntniß gegessen, aber nicht hinlänglich, was sonst eben nicht ihre Gewohnheit war; — sie hatten genug gelernt, um zu wissen, daß sie nicht tanzen konnten, und doch wollten sie es versuchen. Es gab Weinen und Mißvergnügen. Als aber der Platz zum Tanzen leer war, engagirte ein Verwalter Madame Kroyer, indem er heuchlerischer Weise behauptete, es geschähe nur, weil die Hausmutter auch einmal tanzen müsse. Darauf sollte sie natürlich mit sämmtlichen Herren tanzen, und plötzlich, ohne irgend eine logische

Beweisführung, waren alle Damen im vollen Tanze begriffen.

Die Anführer des Reigens waren Herr Kroyer und Frau Ellen*) Rostgaard, die Gemahlin des Kammerraths und Zollverwalters Rostgaard. Sie war eine hohe, sehr hübsche, üppige Brünette, und ziemlich weit über die Dreißig hinaus. Kam es nun daher, weil sie so hübsch war, oder war sonst ein anderer Grund dazu vorhanden, genug, sie stand in keinem guten Rufe, welcher durch den Staat, den sie machte, noch verschlimmert wurde. In diesem Staate aber nahm sie sich unter den anderen Damen wie eine Königin aus, und in der kurzen Zeit, welche das Ehepaar in der Stadt zubrachte, wurde dessen Haus beinahe als ein Feenschloß betrachtet. Der Kammerrath fuhr in einem Wiener Wagen — dem einzigen in der Stadt — mit vier Schimmeln, brachte dann und wann einen Grafen oder Baron als Gast mit, und wurden dann die Honoratioren der Stadt mit eingeladen, so gab es mitunter sogar zehn Gerichte und vier oder fünf Sorten Wein. Die vornehmen Damen der Stadt kamen bei solchen Gelegenheiten nicht, weil die Frau in einem schlechten Rufe stand und weil sie dieselbe nicht entsprechend wiederbewirthen konnten. Der Kammerrath

*) Helene.

war ein sehr hagerer, ältlicher Mann mit grauem Haar, und in der Stadt berühmt wegen seiner feinen Erziehung und seiner vielen vornehmen Eigenheiten. Er steckte immer die Daumen in die Taschen seiner Beinkleider und ließ die andern Finger an deren Nähten spielen, wodurch er durchaus nicht gehindert wurde, Verbeugungen zu machen und Complimente zu sagen. In seiner Wohnung machte er nie eine Thür auf, sondern konnte halbe Stunden lang mit den Händen in den Taschen stehen bleiben und über die Dienstboten fluchen und schreien. Wenn sie dann kamen, so hieß es:

„Jens — oder Peter — wo bleibst Du? Wofür erhältst Du Kost und Lohn? Hol' mich der Teufel, mach' mir die Thür auf."

Er zeichnete sich auch durch eine außerordentliche Galanterie gegen seine Frau aus. In Gesellschaften kam er sehr häufig zu ihr und fragte mit der größten Sorgfalt und Höflichkeit:

„Fehlt Dir etwas, wünschest Du etwas, allerliebste Ellen?"

Sei es nun aber, daß ihr nie etwas fehlte, oder sie nie etwas wünschte — gewiß ist, daß man nie sah, daß er ihr etwas brachte, und wenn sie nach Hause wollten, war er immer der Erste im Wagen, und

während andere Herren ihr beim Ankleiden behilflich waren, rief er ihr von dort aus zu:

„Fehlt Dir etwas, hast Du etwas vergessen, allerliebste Ellen?“

Man wollte wissen, daß der Grund zu seinem eigenthümlichen Benehmen gegen seine Frau darin liege, daß sie durch geheimnißvolle Umtriebe zu Hause eine Galanterie hervorrief, welche keine Wurzel in der Zärtlichkeit seines Herzens habe, und deshalb unfruchtbar bleibe. Später verstummten die bösen Zungen, als sein großes Haus von Brandmauer, sein Silbergeschirr und seine Schimmel verkauft wurden und die Familie sich in Verborgenheit zurückzog, wo die Frau getreulich für ihn und ihre drei Kinder arbeitete. In diesem Augenblicke dachte die schöne, prachtliebende Frau, welche jetzt mit Herrn Kroyer tanzte, nicht im Entferntesten an trübe Zeiten.

Nach ihnen tanzte Doctor Siemsen mit Frau Maren Gjedde. Der Doctor war ein großer Raufbold, und es hätte sich, besonders in einer früheren Zeit, beinahe für einen andern Arzt gelohnt, sich in der Stadt zu setzen, um Diejenigen auszuflicken, welche Doctor Siemsen zu Schanden schlug. Dennoch war er bei den Meisten beliebt, weil er ein munterer und gutmüthiger Mann war und nur im trunkenen Zustande streitsüchtig wurde. Am Krankenbette erzählte

er eine Menge Anekdoten und Geschichten, und wenn er den Patienten verließ, waren in den meisten Fällen seine letzten Worte:

„So nehmen wir einen Löffel voll Oel und essen ein wenig Wassergrütze."

Diejenigen, welche ihm nicht gewogen waren, nannten ihn „Wassergrütze mit Oel," erhielten aber von ihm dafür, um von ihrer Lästerzungenkrankheit zu genesen, gewöhnlich noch Abends verschiedene Quantitäten Prügel.

Frau Maren Gjedde besaß ein paar Meilen von der Stadt ein großes Gut und war die Witwe eines Adelsmannes. Er hatte sie geheirathet, obgleich sie nur eine arme Predigerstochter war; als er aber ein Jahr nach der Hochzeit starb, wollte die Familie sie vom Besitzthume vertreiben und das Stammgut verkaufen. Man fing eine Menge Processe mit ihr an, und durch Bestechung des Gutsrichters fanden viele Auspfändungen und Ungerechtigkeiten statt; man plünderte ihre Holzungen am lichten Tage, und in der Zeit der schlechten Kornpreise untersagte man ihr obendrein die Bearbeitung ihrer Ländereien und belegte die Abgaben der Pachtbauern mit Beschlag. Sie hielt aber alle Verfolgungen aus, trotzte den härtesten Entbehrungen, wich nicht vom Hofe, obschon man ihr einmal im Winter alle Oefen wegnahm, und schlug alle großen Geld=

summen, welche man ihr als Entschädigung bot, aus. Sie wollte — und sollte sie auch selbst im Elend sterben — das große Stammgut ihrem Sohne hinterlassen. Jetzt waren alle Prozesse gewonnen; nun wurde der Wald beforstet und der Acker bestellt; sie ließ den Hof umbauen und tanzte jetzt mit dem Doctor, während ihre Augen dem Sohne folgten, dem funfzehnjährigen, schlanken, rothwangigen Stammherrn, welcher, weiter zurück, mit Ottilie, der Tochter des Agenten, tanzte.

Hinter diesem Paare kam der Kaufmann und Branntweinbrenner Jacob Lund, Capitain der Stadtbürgerwehr, ein gedrungener, stark gebauter Mann von großem Ansehen, welcher mit der Agentin, einer munteren, brünetten, ziemlich üppigen Dame, ein wenig über die Dreißig hinaus, tanzte.

Das nächste Paar bestand aus dem Katecheten Qvistgaard und der Tochter des alten, reichen Bäckers Olsen. Er war in der Stadt beliebt. Das Schlimmste, was die jungen Mädchen von ihm zu sagen wußten, war, daß er sich wahrscheinlich anschicke, um Mamsell Olsen zu freien, und das Schlimmste, was man an ihr auszusetzen fand, war, daß sie schon die ernste Miene einer Predigerfrau annahm.

Nach ihnen tanzte der Agent mit der Frau Hofbesitzerin Hasle, der Mutter von vier anwesenden Töch-

tern. Sie war früher Gouvernante gewesen, hatte aber nach ihrer Verheirathung das Erziehungswesen ganz aufgegeben.

Darauf tanzte der Kaufmann und Branntweinbrenner Gjern mit Madame Lassen, der Frau des Müllers Lassen. Kaufmann Gjern war der Compagnon seines alten Vaters, von dem man sich in der Stadt erzählte, daß er vor vielen Jahren wegen eines schlimmen Assecuranzbetruges zur Sclaverei verurtheilt, jedoch, gegen jährliche Zahlung einer großen Geldsumme an die königliche Kasse, der Strafe enthoben worden sei, weßhalb er, ungeachtet sein Handel der größte in der ganzen Stadt sei, nie weiter kommen könne. Es hieß, daß er die Ketten über seinem Bette hängen habe und sich jährlich ein Mal zur Musterung stellen müsse, was, obgleich er sich nie aus der Stadt entfernte, doch ganz insgeheim immer von Neuem behauptet wurde. Der junge Gjern war ein großer, beleibter, breitschulteriger Mann, an welchem das Gerücht lange nagen konnte, ehe es ihn in's Grab legte.

Dann tanzte Apotheker Schröder mit seiner Frau. Er hatte sein Dienstmädchen geheirathet und tanzte einzig und allein nur mit ihr. Er besorgte nämlich, daß Andere ihr nicht die gebührende Aufmerksamkeit bezeigen würden; in Wirklichkeit stand sie aber, wegen

ihrer Bescheidenheit, und weil sie eine treue, geschickte Hausmutter war, bei Allen in großer Achtung.

Ihnen folgte der Bevollmächtigte Schytte mit der blonden Tochter des Hofbesitzers Thybjerg. Schytte war der Bevollmächtigte des Kammerraths Rostgaard und der hübscheste junge Herr in der Stadt. Unter den Damen war es — ob stillschweigend oder nur vorgeblich, weiß man nicht — verabredet, daß sie mit ihm tanzen uud schön mit ihm thun wollten, um die Frau Kammeräthin damit zu ärgern. Ob dies der Fall war, ist ungewiß, gewiß ist aber, daß sie dem Bevollmächtigten Schytte Freude machten.

Nach ihnen kamen Kriegsrath Möller Lassen mit seiner Ehefrau. Er war im letzten Kriege Monatsleutnant gewesen, weßhalb er, als er sich später durch eine Mühlenanlage auszeichnete, zum Kriegsrath ernannt worden war. Nachdem er Leutnant gewesen, war er „Kaper“ geworden, und hatte durch diejenige Eigenschaft, welche sein Name im Deutschen bezeichnet, sein Glück gemacht. Als er nämlich einmal im großen Belte lag und vom Nebel überfallen wurde, stieß er auf ein englisches Kauffahrteischiff, welches er fast unter den Kanonen eines englischen Kriegsschiffes zur Prise machte. Er war ein kleiner, untersetzter Mann, und tanzte mit seiner großen, hagern Frau, welche, wie man sagte, sonst keifen würde.

Wie ein Theil dieser Leute das Tanzen gelernt hatte, ist unbekannt; betrachtete man sie aber, so wurde man bisweilen versucht, zu glauben, daß sie es gar nicht gelernt hätten.

O ja! wenn man eine solche Gesellschaft sieht, lacht man entweder über die eckigen, barocken Gestalten, oder es wird einem übel bei ihrem prosaischen Ernst und ihrer Gravität. Es kommt aber vielleicht eine Zeit, wo man darüber ausgewesen ist, die Ideale aufzusuchen, welche einst dem Geiste vorgeschwebt, und ihn sehnsuchtsvoll=mißvergnügt oder ungeduldig=spöttisch gemacht haben, und dann wird man vielleicht Vieles darum geben, wenn man jene Gestalten wiedersehen und bei ihnen sein könnte; wenn sie aus ihren Gräbern erstehen und sich wieder in der gewohnten Tracht und ihren bekannten Gesichtern ein Mal unsern Blicken zeigen könnten — und man selbst wieder jung würde.

Die jüngeren Paare tanzten lächelnd und neckend. Es herrschte viel Frische und Heiterkeit, wenig Qual um die dürre Prosa des Lebens. Die Herzen schlugen leicht und warm, und der größte Kummer auf der Welt schien ihnen Allen Liebesgram zu sein.

Die Frau Bürgermeisterin war unwohl und deßhalb nicht mit auf dem Balle. Der Bürgermeister dagegen war gekommen und ging, nachdem er einen

kurzen Tanz mit Madame Kroyer gemacht hatte, einsam unter den Tanzenden umher. Er war ein kleiner, schmächtiger Mann mit kränklicher Gesichtsfarbe, und bekannt wegen der Eigenheit, daß er, sobald er einige hundert Thaler gesammelt hatte, sie bei Seite legte; und wenn dann, bevor neue Sporteln eingingen, im Hause Ausgaben vorfielen, ging er in die Stadt und borgte Geld. Uebrigens stand er in dem Rufe eines rechtlichen Mannes, und man gewöhnte sich an seine Eigenliebe. Er trug an diesem Abend, wie gewöhnlich, seinen rothen Rock; auch hatte er, nach seiner gewohnten Weise, den Kopf vorübergebogen und die Hände in die Hintertaschen gesteckt, wodurch er den Theil des Körpers, welchen die Rockschöße, ihrer Bestimmung nach, verdecken sollen, auffallend entblößte. Während er so umher ging und Artigkeiten sagte, spazierte der Kammerrath ebenfalls umher, hielt die Daumen in den Beinkleidern, ließ die Finger spielen und machte Complimente. So wanderten sie eine Zeit lang umher, bis sie einander begegneten und sich zu einer Partie Piquet vereinigten; die Wahrscheinlichkeit ist dafür, daß sie dann die Hände aus den Taschen nahmen.

Während die Erwachsenen tanzten, kamen die Kinder wieder zum Vorschein; einige Herren nahmen dann kleine Mädchen und einige junge Damen schleppten kleine Knaben mit sich fort. Man versuchte dar-

auf, mit mehr oder minder Aufrichtigkeit, den Kinderball wieder herzustellen; es mißlang aber von Neuem. In einer Ecke des Saales saß unter den Zuschauern ein Ehepaar mit zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen. Sowohl das Ehepaar als die Kinder hatten den Platz, den sie bei ihrer Ankunft eingenommen, gar nicht verlassen, sondern saßen bescheiden schweigend als Zuschauer da. Es waren der Kaufmann Manuel Mendoza und seine Familie. Sie waren Juden, aber sogenannte portugiesische oder eigentlich spanische Juden. Ihr Geschlecht war vor mehr als hundert Jahren in Dänemark eingewandert; ausgenommen, daß sie dänisch sprach, hatte diese kleine Familie keine der Eigenschaften verloren, mit denen die Voreltern gekommen waren; sie bewahrte noch dieselbe religiöse Vereinzelung, die fremde, orientalische Physiognomie und die ängstliche Zurückhaltung, welche dem Geschlechte zur zweiten Natur geworden waren, als es, in Folge zahlloser Verfolgungen, nach seiner Flucht von Sevilla immer weiter nach Norden gewandert war. Mendoza, seine Frau und seine Kinder glichen den wenigen andern Juden der Stadt, nur daß das Weiße in ihren Augen bläulich und ihre Augenwimpern ungewöhnlich lang waren. Diese kleinen Kennzeichen aber, oder der Name, welcher an das schöne Spanien erinnerte, oder der stille Stolz, welchen

die Familie mit dem Gedächtniß an die Ritter und Dons unter ihren Vorvätern verband, oder alles Dieses zusammengenommen, brachte doch eine so große Wirkung hervor, daß man sie beinahe den Christen gleich achtete und unwillkürlich glaubte, mit diesen Juden, welche sich nach Spanien zurücksehnten und in ihren Gebeten die Wiedereroberung Jerusalems anflehten, habe es doch eine ganz andere Bewandniß, als mit den andern Juden, welche, außer Dänemark, nur Ein Vaterland hatten.

Als man wieder den Kinderball hervorzubringen suchte, sagte ein kleines Mädchen, deren Gesichtsmuskeln zitterten, weil sie dem Weinen nahe war:

„Alfons und Bella können Spanisch tanzen.“

Alfons und Bella waren die Kinder Mendoza's.

Als sie ihre Namen nennen hörten, zogen sich die beiden Kinder scheu zurück, als wollten sie sich in den Falten des Kleides ihrer Mutter verstecken.

„Lassen Sie uns doch sehen, wie Ihre Kinder tanzen!“ — „Lassen Sie uns den spanischen Tanz sehen!“ bat man das Ehepaar und schaarte sich um dasselbe umher.

Es währte eine Weile, bevor es geschehen konnte; endlich sagte aber der Vater einige Worte in einer fremden Sprache, worauf der Knabe plötzlich wie ein Streithengst, wenn er die Trompete hört, den Kopf

emporrichtete, und mit der Schwester, welche ihm blaß, aber ruhig folgte, in die Mitte des Saales trat.

Die Musikanten konnten den fremden Tanz nicht spielen, weßhalb die Kinder selbst zu demselben singen mußten. Den Anfang bildete eine kleine Einleitung, einige wenige Strophen, welche Alfons an seine Schwester richtete und wie ein kriegerischer Marsch anzuhören waren; der Klang der fremden Sprache war wie der Duft einer ausländischen Pflanze. Die Zuhörer glaubten, es wäre spanisch, und wurden entzückt, es war aber Hebräisch, es war Mirjams Lied von den geschlagenen Aegyptern. Dann kam der spanische Tanz selbst, und die beiden Kinder begannen mit den leichten Bewegungen, den anmuthsvollen Schwingungen. Lebhafter und stärker wurden die Bewegungen, lauter der Gesang; die Augen der Kinder funkelten und die des Vaters blitzten; die Mutter saß mit tiefathmendem Busen da. Plötzlich hörte der Tanz auf, und die Kinder versteckten sich eiligst wieder hinter der Mutter.

Obgleich die Stimmen der Kinder, namentlich die des Knaben, wunderbar schön waren, hörte man doch keinen Beifall und keinen Dank. Die Zuschauer hatten noch nie irgend einer Art solcher Vorstellungen beigewohnt, und die Kinder schämten sich jetzt in der Seele darüber, so etwas Außergewöhnliches gethan zu haben.

Nur die Wirthin sagte den Eltern einen freundlichen Dank und bot jedem der Kinder ein Stück Apfelsine, die goldne Frucht aus der Heimath der Väter. Sie führte auch Otto dahin, damit er ihnen danke, und als der Knabe die erste Scham überwunden hatte, that es ihm so wohl, Alfons und Isabella bei der Hand zu nehmen, denn er hatte sich, als sähe er Engel, in Bewunderung verloren. Auch Emilie kam hinzu und war kindlich mild und liebevoll gegen Alfons. Es waren vier ungewöhnlich hübsche Kinder: Otto mit dem offenen, gesunden, liebevollen Gesicht und einem Haar, das in goldgelben Locken herabfiel; Emilie mit dem lebhaften und doch tiefen Blicke, und mit den früh entwickelten, schön geformten, scherzenden, neckenden, weichen Lippen; Alfons mit einem träumerisch leidenschaftlichen Ausdrucke in den schwarzen Augen und mit einer Mischung von Scheu und Schlauheit in der Physiognomie; Isabella mit dem milden, demüthigen, braunen Gesichte. Die Anwesenden hatten einen augenblicklichen Anflug von Poesie; sie fühlten, daß sie etwas Schönes sahen. Ein fremder Zuschauer hätte vielleicht für sich noch die Frage hinzugesetzt: „Sind sie bestimmt, in ihrer Heimathsstätte dahin zu welken, oder, wie werden sie dann zurückkehren? Wie wird das Blanke aussehen, wenn die Welt es betastet hat?“ —

Um neun Uhr wurden die Kinder nach Hause geholt, und auch einige der Aelteren, worunter die Familie Mendoza, gingen fort. Nur Otto und Emilie bekamen, als eine besondere Vergünstigung, Erlaubniß, aufbleiben zu dürfen. Emilie war an diesem Abende still und schweigsam geworden. Als die andern Kinder fort waren, ging sie mit Otto in ein an den Saal stoßendes Nebenzimmer. Hier fingen sie an, um einen runden Tisch herumzulaufen; sie verbanden kein Spiel damit, blieben aber bald bei=, bald neben=, bald hinter=einander. Das fremde Lied, welches sie gehört hatten, und der fremde, abenteuerliche Tanz erfüllte das Gemüth der beiden Kinder; einzelne, abgebrochene Worte, Liebesworte, drangen zu ihnen von einem jungen Paare, welches einen Augenblick nahe an der Thür saß, oder scherzhafte Worte, in welchen Liebesgedanken verborgen lagen, gelangten zu ihnen von den Paaren, welche sich mitunter in diesem Nebenzimmer ausruhten. Ein erotischer Duft umgab die Kinder, deren Seelen unbewußt denselben einsogen. Was man sagte, war eigentlich ganz unschuldig, und man that sich der Kinder wegen, welche mit dem Spiele so beschäftigt schienen, keinen Zwang an. Kleine Köpfe haben aber auch Ohren, und es ist merkwürdig, wie gut man sich dessen erinnern kann, was man in der Kindheit gehört hat, selbst wenn man es damals nicht verstanden hat.

„Sollen wir nicht ein wenig zu essen haben, Mutter? Die Herren haben gewiß Hunger,“ sagte Kroyer, als der Tanz aufhörte.

„Auch die Mädchen und Frauen, meine ich,“ erwiderte Madame Kroyer sanftmüthig. „Ja,“ fuhr sie mit erhobener Stimme fort, „Sie sind Alle willkommen, das wissen sie wohl; aber ich bin nur auf Abendessen für die Kinder vorbereitet gewesen, Sie müssen deßhalb vorlieb nehmen und bei der Anrichtung selbst mit helfen. Die geschicktesten Männer können mit in die Speisekammer kommen.“

Dies war eine tüchtige Anspielung auf Frau Rostgaard und ihren glänzenden Tisch, und vielleicht traf der breite, schwere Hieb auch den Agenten. Kroyer gab nur selten Gesellschaften, und geschah es, so wurden die Gäste immer sehr einfach bewirthet; aber sie waren dennoch vergnügt.

„Alle mit einander! Wir helfen Alle mit!“ rief man. „Wir tanzen zur Küche hinaus!“ wurde hinzugesetzt. In einem Nu hatten sich die Paare gebildet, und man tanzte, mit der Musik voraus, durch alle Zimmer hindurch bis in die Küche. Es war eine gewaltige Küche, eben so groß, als der Ballsaal; der lange Küchentisch war so weiß, so weiß gescheuert! Das Licht strahlte von den dichten Tellerreihen auf den

Gestellen und von einer Menge blanker Kessel und Casserollen hinab auf den Feuerheerd.

Frau Rostgaard setzte sich mit der liebenswürdigsten Miene von der Welt auf den Haublock; Kammerrath Rostgaard spazierte in seiner gewohnten Weise mit langen Schritten nach der Speisekammerthür zu Madame Kroyer hin und sagte:

„Eine charmante Küche, beste Madame Kroyer, eine charmante Küche!“ und verbeugte sich.

Der Bürgermeister drang in die Speisekammer, nahm einen großen Schinken, brachte ihn nach dem Küchentisch und fing an, ihn zu zerlegen.

„Fehlt Dir etwas, wünschest Du etwas, allerliebste Ellen?“ fragte der Kammerrath, indem er zu ihr ging und dann gleich wieder von ihr fort eilte.

„Reichen Sie mir den Braten mit der grünen Garnirung!“ rief der Agent, und setzte sich, als er denselben erhalten hatte, mit dem Gefäß auf dem Schooße, auf den Feuerheerd, und zerlegte den Braten.

„Wer kann Brot schneiden?“ fragte Madame Kroyer, und hielt ein großes, braunes, hausbackenes Brot in die Höhe.

„Ich!“ schrie Doctor Siemsen.

„Nein, lassen Sie den Capitain das thun; hier ist ein Säbel,“ sagte Madame Kroyer, und reichte ihm ein langes Brotmesser.

„Hier ist Butter,“ fuhr sie fort; „Kaufmann Gjern und der Doctor mögen herkommen, sie sind die beiden stärksten Männer der Stadt.“

Die beiden Auserkornen verschwanden in der Speisekammer und kamen nach einer kleinen Weile mit einer Tonne Butter heraus, welche sie bis auf die Mitte der Küchendiele drehten.

„Lassen Sie jetzt die Mädchen einen Kreis um die Tonne bilden, um das Brot zu belegen, und tändeln Sie mittlerweile nicht mit ihnen; hier, Kriegsrath Nebel, ist ein Brot und ein Messer, helfen Sie auch mit. Sie sind so lang, Verwalter Thybjerg! reichen Sie hinauf und nehmen Sie einen Käse vom Brette herunter. Nun, meine guten Freunde, wenn Sie jetzt nicht satt werden, so bin ich wahrhaftig nicht Schuld daran.“

Die Dienstmädchen brachten einen großen Tisch, auf welchen sie Milch, Meth und Bier setzten; tief im Schornsteine summte das Wasser in einem großen Theekessel, während Kroyer sich einen Winkel ausgesucht hatte, um ungestört die Citronen zum Punsche auszupressen, und während die Wirthin noch verschiedene Geräthschaften, wie Messer, Gabeln, Teller und Gläser, hervornahm.

„Das ist charmant, deliciös, delicat, ganz vor-

Unter den jungen Leuten war Scherz und Lachen; man aß aber so geschwind als möglich, weil man wieder in den Saal und tanzen wollte. Madame Kroyer sagte, man solle sich doch noch ein wenig Zeit lassen, und öffnete die Thür eines großen Verschlages, aus welchem ein frischer, angenehmer Duft hervordrang. Auf dem Boden und in den Fächern desselben lagen Aepfel und Birnen sorgfältig aufgeschichtet.

„Nun müß[illegible] [illegible]“ – „Was meinst Sie hab[illegible] [illegible]iebste Ellen?“

[illegible] meine,“ antwortete Frau Rostgaard mit [illegible] hübschen, angenehmen Stimme, „ich meine, daß Madame Kroyer eine vortreffliche Wirthin ist, und ich möchte die Kunst verstehen, mein Haus so einladend zu machen, wie sie das ihrige zu machen versteht.“

In diesem Augenblicke war Frau Rostgaard wieder Königin durch ihre Demuth, denn wer ein Compliment sagt, ist Richter.

„Und Madame Kroyer, und die soll leben!“ stimmte der Doctor an.

Schmach treffe Den, der nicht
Madame Kroyers Wohl entspricht,
Hurrah! Hurrah!
Der Spruch war gut,
Hurrah!

„Hier ist Butter,“ fuhr sie fort; „Kaufmann Gjern und der Doctor mögen herkommen, sie sind die beiden stärksten Männer der Stadt.“

Die beiden Auserkornen verschwanden in der Speisekammer und kamen nach einer kleinen Weile mit einer Tonne Butter heraus, welche sie bis auf die Mitte der Küchendiele drehten.

„Lassen Sie jetzt die Mädchen einen Kreis um die Tonne bilden, um das Brot zu belegen, und tändeln Sie mittlerweile nicht mit ihnen; hier, Kriegsrath Nebel, ist ein Brot und ein Messer, helfen Sie auch mit. Sie sind so lang, Verwalter Thybjerg! reichen Sie hinauf und nehmen Sie einen Käse vom Brette herunter. Nun, meine guten Freunde, wenn Sie jetzt nicht satt werden, so bin ich wahrhaftig nicht Schuld daran.“

Die Dienstmädchen brachten einen großen Tisch, auf welchen sie Milch, Meth und Bier setzten; tief im Schornsteine summte das Wasser in einem großen Theekessel, während Kroyer sich einen Winkel ausgesucht hatte, um ungestört die Citronen zum Punsche auszupressen, und während die Wirthin noch verschiedene Geräthschaften, wie Messer, Gabeln, Teller und Gläser, hervornahm.

„Das ist charmant, deliciös, delicat, ganz vor-

Unter den jungen Leuten war Scherz und Lachen; man aß aber ſo geſchwind als möglich, weil man wieder in den Saal und tanzen wollte. Madame Kroyer ſagte, man ſolle ſich doch noch ein wenig Zeit laſſen, und öffnete die Thür eines großen Verſchlages, aus welchem ein friſcher, angenehmer Duft hervordrang. Auf dem Boden und in den Fächern deſſelben lagen Aepfel und Birnen ſorgfältig aufgeſchichtet.

„Nun müſ[illegible], [illegible] [illegible]rti[illegible] „[illegible]as meinſt nach dem A[illegible]iebſte Ellen?“

Sie hab[illegible] meine,“ antwortete Frau Roſtgaard mit [illegible]übſchen, angenehmen Stimme, „ich meine, daß [illegible]Madame Kroyer eine vortreffliche Wirthin iſt, und ich möchte die Kunſt verſtehen, mein Haus ſo einladend zu machen, wie ſie das ihrige zu machen verſteht.“

In dieſem Augenblicke war Frau Roſtgaard wieder Königin durch ihre Demuth, denn wer ein Compliment ſagt, iſt Richter.

„Und Madame Kroyer, und die ſoll leben!“ ſtimmte der Doctor an.

Schmach treffe Den, der nicht
Madame Kroyers Wohl entſpricht,
Hurrah! Hurrah!
Der Spruch war gut,
Hurrah!

„Hier ist Butter,“ fuhr sie fort; „Kaufmann Gjern und der Doctor mögen herkommen, sie sind die beiden stärksten Männer der Stadt.“

Die beiden Auserkornen verschwanden in der Speisekammer und kamen nach einer kleinen Weile mit einer Tonne Butter heraus, welche sie bis auf die Mitte der Küchendiele drehten.

„Lassen Sie jetzt die Mädchen einen Kreis um großen Kinder!“ rief der Doctor. ...elegen, und tän=

„Doctor,“ flüsterte Madame Kroyer Kriegsrath Ohr, „das Recept lautet auf drei Gläser, und Sie auch ...hen mehr!“

„Keinen Tropfen mehr!“ flüsterte der Doctor; „es wäre ja Sünde, wenn man diese gemüthlichen Leute prügeln wollte. Glauben Sie aber nicht, daß ich diesen Abend vier Gläser trinken kann? Ihrer zwei habe ich schon bekommen.“

„Sie sind ja ein Gast in unserem Hause, und wenn Sie eine ganze Tonne voll trinken wollten, so würde ich selbst den Hahn umdrehen.“

„Nicht einen Tropfen mehr! Drei Gläser! Noch eins! Sie sollen sehen, wie haushälterisch ich mit dem einen kleinen umgehen werde — daß mich nur Niemand anstößt und es verschüttet!“

Unter den jungen Leuten war Scherz und Lachen; man aß aber so geschwind als möglich, weil man wieder in den Saal und tanzen wollte. Madame Kroyer sagte, man solle sich doch noch ein wenig Zeit lassen, und öffnete die Thür eines großen Verschlages, aus welchem ein frischer, angenehmer Duft hervordrang. Auf dem Boden und in den Fächern desselben lagen Aepfel und Birnen sorgfältig aufgeschichtet.

„Nun müssen Sie hübsch artig sein und Einer nach dem Andern hineingehen und sich aussuchen, was Sie haben wollen,“ sagte Madame Kroyer.

Der Agent setzte Teller und Glas auf den Feuerheerd, klopfte sich auf den Magen und sagte:

„Nun fange ich an, heiter zu werden. Nun wollen wir Alten, hol' mich der Teufel, eine Pfeife Tabak rauchen und eine Spielparthie haben, und zwar in meiner Wohnung! Heda! Ihr Jungen sollt uns Alle insgesammt hinüber begleiten! Ich tanze vor! Kehraus!“

Der Agent nahm Madame Kroyer, die andern Paare ordneten sich, und nach einem Rundtanze um die Buttertonne nahm der Agent ein Talglicht und führte, mit Musik voran, den tanzenden Zug durch die Zimmer, wo so viele Cavaliere, als es konnten, sich mit Lichtern versahen, und so ging es hinaus auf die

Straße. An dem stillen, sternhellen Abende verlöschten die Lichter nicht, namentlich, weil das Straßenpflaster mit seinen tiefen Löchern die Tanzenden zu großer Vorsicht nöthigte. Die beiden Kinder hielten sich bei der Hand und liefen hinterdrein, obgleich sie schon lange vor Müdigkeit sich kaum auf den Beinen halten konnten. Der flackernde Glanz der Lichter unter dem dunkeln Sternenhimmel mit Begleitung von Musik schien ihnen ein Traum zu sein, und schwebte ihnen in späterer Zeit wie ein wunderbares, großartiges Abenteuer vor. Der Agent und „die Alten" wurden abgesetzt, und der Zug tanzte zurück und begann auf's Neue die Molinascos, die holsteinischen Walzer, die kleinen englischen und die Böhmertänze.

„Was gibt es denn hier noch so spät? Es ist ja nach zehn Uhr?" sagte der Polizeidiener Green, und steckte sein langes, hageres Gesicht zum Fenster herein.

Kroyer reichte ihm ein Glas Punsch und eine Mark. Beides verschwand in einem Nu bei Green, das Eine in seinem storchartigen Halse, und das Andere in seiner großen Tasche. Greens schreckenerregendes Gesicht war das Letzte, was Otto an diesem Abende sah; seine müden Augenlider fielen zu; Emilie lag bereits in einer Ecke und schlief auf dem platten Fußboden. Man nahm sie auf gegen Mitternacht, als

Jeder sich anschickte, nach seiner Wohnung zu gehen, zu reiten oder zu fahren, und als der Kammerrath aus seinem Wienerwagen rief:

„Fehlt Dir etwas, hast Du etwas vergessen, allerliebste Ellen?“

Viertes Kapitel.

Madame Kroyer war noch so jung und gab sich so herzlich der Freude, frohe Gäste bei sich zu haben, hin, daß sie den ganzen Abend nicht an Otto gedacht hatte. Um so schärfer waren vielleicht Auge und Ohr, als Anna Kröll und Peter am folgenden Vormittage kamen und baten, ob Otto sie nicht zu einem Holzvoigt in der Umgegend begleiten dürfe, um Haselnüsse mit ihnen zu pflücken.

Sobald als Otto Peter erblickte, rief er mit reuiger Miene:

„Sei nicht böse, Peter, wir hatten gestern Abend Kinderball!“

Peters Herz zog sich gewiß einen Augenblick zusammen; er machte aber ein dummes Gesicht, als wisse er nicht, was ein Kinderball sei. Anna Kröll fand es

zu natürlich, daß ihr Sohn nicht mit eingeladen war, und hatte der Madame Kroyer gegenüber zu viel Zartgefühl der Armuth, als daß sie die geringste Sinnenbewegung hätte zeigen sollen. Otto's Worte verklangen anscheinend so unbeachtet, daß er selbst betroffen über dieselben wurde und zuletzt ein eben so dummes Gesicht machte, wie Peter.

Madame Kroyer aber, die doch ein wenig verlegen geworden war, antwortete schnell auf Anna's Einladung, daß sie hinausgehen und ihren Mann fragen wolle.

„Laß ihn nur mit Anna gehen! Laß ihn nur unter Knaben kommen!“ rief Kroyer; „es ist so nicht gut für ihn, daß er sich immer mit Dirnen umhertreibt.“

Darauf wurde ein alter Hagelbeutel hervorgesucht, in welchen Otto die Nüsse hineinstecken sollte, der vorläufig aber mit Weißbrot und Candies für die Kinder des Holzvoigts gefüllt wurde; ferner wurde ein Viertelpfund Kaffeebohnen abgewogen, welche Anna für den Holzvoigt mitnehmen sollte — denn umsonst sollte der Kaufmannssohn nicht bewirthet werden. Die Zurüstungen hatten für Otto etwas Feierliches, als ginge es zu einem großen Feste, und nachdem er bald den Einen, bald den Andern angesehen hatte, fragte er, ob Emilie nicht mit solle.

„Gewiß nicht; wie kann sie mit ausgehen, um Haselnüsse zu pflücken!“ war die Antwort, welche man ihm gab, als man ihm die Mütze auf den Kopf setzte und den Hagelbeutel in die Hand gab. Dann ging es vorwärts.

Er hatte mit einem solchen Ausdrucke gefragt und die abschlägige Antwort erhalten, daß die Mutter über diese anhaltende, wachsende Zärtlichkeit eines Kinderherzens erstaunte und unruhig wurde.

„Wäre er doch eines Grafen Sohn!“ sagte sie bei sich selbst, als sichere eine höhere Stellung in der Gesellschaft die Menschen gegen die Folgen ihrer Neigungen.

Sie sah nicht ein, wie sie diese Natur leiten sollte; nur Eines stand ihr klar vor Augen: daß er von seiner Umgebung losgerissen werden müsse; Emilie und Peter konnten nicht sein Lebenszweck sein, und ihre Pflicht war es, auf eine gelinde und schonende Weise diese Trennung zu bewerkstelligen.

Kroyers Worte, daß es gut für ihn sein würde, wenn er Umgang mit Knaben habe, waren ein Lichtschimmer für sie, und es fiel ihr plötzlich ein, daß Müller Lassen Knaben von gleichem Alter habe. Lassen wohnte eine halbe Meile von der Stadt, und es konnte passend sein, Otto versuchsweise auf eine kurze Zeit zu ihm hinauszuschicken. Und — was ihr fast wie

ein Wink des Himmels vorkam — einen Augenblick, nachdem sie diesen Entschluß gefaßt hatte, kam Madame Lassen, mit welcher die Sache bald abgemacht war.

Unterdeß setzte Anna Kröll mit Otto und Peter getrost ihren Weg fort, sich beständig darauf freuend, Haselnüsse zu pflücken. Welche Freude liegt eigentlich darin? Die Nuß hat kein so schönes Ansehen und gibt keinen so rothen, lieblichen Saft, wie die Himbeere, welche im frühjahrsüppigen Gebüsch gepflückt wird, oder wie die von weißen Blüthen geborne Kirsche, welche schwellend aus ihrem Versteck unter dem dunkelgrünen, sonnenerwärmten Laube hervorgeholt wird. Aber die Nuß in ihrer blaßgrünen Decke ist die letzte Frucht des Jahres, einfach und stark wie unser dänischer Herbst. Man wandert in der kräftigen Luft durch den Wald; trockene Zweige brechen unter den Füßen, die Sonne spielt auf dem vielfarbigen Laube, welches, ehe es abstirbt, das Aussehen eines neuen, kräftigen Lebens bekommt. Man hat einen krummen Stock, vermittelst dessen man die Zweige nach sich zieht, faßt die Nußtraube, wenn nicht der Zweig zurückschnellt und einen Andern in's Gesicht schlägt. Wenn der Bursche auf der einen und das Mädchen auf der andern Seite des Busches ist, so kommt es wohl, daß der Mund des Burschen anstatt der Nüsse den Mund des Mädchens sucht. Welchen Spaß konnte dies aber

für Anna, Peter und Otto abgeben? Und doch gingen sie und freuten sich, daß sie Nüsse pflücken sollten. Vielleicht läßt sich für das ganze Vergnügen gar kein vernünftiger Grund angeben. Unsere Freuden werden von unserm Gemüthe zu einer Bedeutung gestempelt; die Sorgen kommen am liebsten vollkommen geprägt und gestempelt.

Werden aber arme Leute zu armen Leuten eingeladen, so gibt es leicht Hindernisse — oder, wie das Sprichwort sagt: „Der arme Mann hat nur Ein Glück, und das ist dünn."

Als sie beim Holzvoigte ankamen, waren sämmtliche Bewohner des Hauses, mit Ausnahme der Frau, auf der Klopfjagd, und man konnte daher an diesem Tage keine Nüsse pflücken.

Sie machten sich also auf den Rückweg, und zu Hause hatte Otto vor den Andern den Trost voraus, daß er vielleicht am folgenden Tage bei Müller Lassen Nüsse pflücken könne, zu welchem er auf Besuch gehen sollte.

Otto lief und spielte lustig mit den Knaben, und war beinahe wilder als diese. Er wollte in den Mühlenkopf hinauf, nach den Mühlensteinen hinuntergucken, und der Geselle sagte in Todesangst:

„Der Teufel hole den verdammten Jungen! Was soll ich anfangen, wenn er zu Schaden kommt?"

Dann wollte er wieder hinauf zu den Mühlenflügeln, als sie einen Augenblick standen, und Lassen schlug seine eigenen Knaben, weil er Otto nicht zu schlagen wagte.

Als es aber dunkel wurde und man sich im Zimmer zum Abendessen versammelte, wurde Otto mit jeder Minute unruhiger und fragte zu wiederholten Malen:

„Kommt Jürgen nicht bald?“

Er glaubte durchaus, Jürgen müsse kommen und ihn abholen.

„Iß nur, mein Junge,“ sagte Madame Lassen.

Aber Otto sagte, mit Thränen in den Augen:

„Wenn Jürgen mich nur nicht vergessen hat.“

Es hatte angefangen, zu regnen und zu stürmen, und je dunkler es wurde, desto besorgter wurde Otto, daß er draußen vergessen werden würde. Als die Fensterläden zugemacht wurden und es beim Müller recht gemüthlich war, bemächtigte sich das Heimweh seiner ganz und gar. Als der Müller Lassen diese Sterbensangst im Gesichte des Knaben gewahr wurde, ergriff ihn eine große Angst und er wußte keinen Rath zu finden. Das beste Mittel, welches ihm einfiel, Prügel, durfte er nicht in Anwendung bringen; er bezwang sich daher und sagte so freundlich als möglich:

„In diesem Wetter jagt man ja keinen Hund hinaus, Otto! könntest Du es über's Herz bringen, daß Jürgen in demselben ausgehen solle? Du sollst ein ordentliches, warmes Bett haben, und morgen in aller Frühe will ich Dich selbst nach Hause bringen!"

„O Gott!" schluchzte Otto, „wenn nur in dieser Nacht meinem Vater und meiner Mutter kein Unglück widerfährt!"

Der Müller und seine Frau sahen einander ängstlich an.

„Der arme Junge kann sie doch nicht gegen ein Unglück schützen!" sagte die Frau ganz blaß.

„Er muß nach Hause!" sagte Lassen entschlossen. „Komm, gib mir sein Zeug. Laß den Einspänner vorfahren."

Sie kamen bis in die Thür; der Wind schlug sie auf und zu, der Regen peitschte ihnen in's Gesicht, der Sturm heulte um die Mühle und die Flügel saus'ten wie böse Geister.

„Nein," sagte Lassen, „ich kann es nicht verantworten, das Thier in diesem Wetter hinaus zu jagen, noch weniger mich und den Knaben. Wir wollen aber bei ihm aufbleiben, bis es Tag wird, dann soll mich aber eher der Gottseibeiuns holen, ehe ich wieder fremde Kinder in's Haus nehme. Spanne ab und bringe den Grauen in den Stall."

Otto hatte den guten Willen gesehen und fing an, das Undankbare seines Betragens gegen die fremden, gutgesinnten Leute einzusehen. Er suchte seine Thränen zu unterdrücken und saß vor Angst zitternd da, bis ihn endlich der Schlaf überfiel.

Die Mutter vernahm mit großem Mißvergnügen, welches starke Heimweh Otto gehabt hatte. Erweckte es auch eine stille Freude in ihrem Herzen, so stand es doch ihrem Verstande und ihrem Willen im Wege. Nach einem solchen mißlungenen Versuche, wie dieser, wird aber ein neuer desto schwieriger, namentlich wenn tausend im täglichen Leben vorfallende Kleinigkeiten die Gedanken und Energie des Geistes zersplittern. Der Schullehrer, welcher durch das Versäumen der Schule unruhig geworden war, stattete einen Besuch ab. Es war ein ältlicher Student der Theologie, welcher, nachdem viele kleine Stürme ihn umher getrieben hatten, endlich an diese Küste war geworfen worden, und sich mit einem Bauermädchen auf einem Hofe, wo er Hausleheer gewesen war, verheirathet hatte. Er besaß mehr Schlauheit und Kenntnisse, als seine Unterwürfigkeit und Armuth vermuthen ließen. Die Mutter berieth sich mit ihm, nicht, weil sie einen guten Rath zu bekommen hoffte, sondern weil sie das Bedürfniß fühlte, von ihrem Kinde zu sprechen. Der Schullehrer sagte:

„Seien Sie nicht so mißmuthig, Madame Kroyer; Otto hat einen ausgezeichneten Kopf, er muß studiren; lassen Sie uns tüchtig mit ihm lesen, so wird ihm dieses schon die wahre Richtung geben, und wenn ich ihn nichts mehr lehren kann, so ist ja immer Gelegenheit, ihn nach Kopenhagen zu schicken.“

Dabei blieb es. Die Zeit verstrich, und mehrere zusammentreffende Ereignisse mußten dasjenige gewaltsam von einander reißen, was sich mit Schonung nicht trennen ließ.

Fünftes Kapitel.

In den großen Städten hört man, daß der Winter verschwindet und das Frühjahr kömmt, sieht es aber nicht. Man ist abgeschnitten, das Schiff steht auf einem einsamen Berge und von Außen kommt die Botschaft: Nun verlieren sich die Gewässer. Sendet aber auch die neue Sonne ihr Oelblatt und erhält man auch Veilchen in Dütchen in's Haus gebracht, so geht man doch nicht gleich hinaus; man wartet, bis Alles aufgeräumt, der Weg geebnet, Wald und Feld gemächlich gemacht ist, dann begiebt man sich hinaus, um Alles in Augenschein zu nehmen.

Draußen auf dem Lande und in den kleinen ländlichen Städten fühlt man das ganze stille Leben der Natur in seiner unmittelbaren Nähe. Dort hat man

gesehen, wie an einem Sommertage die Störche ihre häusliche Einsamkeit verlassen und eine große Versammlung halten, in welcher geredet und mit großem Ernst vermuthlich über die Zeit zur Abreise berathen wird, worauf jedes Ehepaar sich wieder nach seinem Neste begiebt. In den Nächten ziehen wilde Gänse und Krähen mit heiserem Geschrei durch die Luft; die Stürme kommen, reißen das letzte Laub von den Bäumen und Gebüschen und jagen es umher; der Wald schwankt und stöhnt, wie im letzten ohnmächtigen Kampfe des Lebens gegen den Winter, welcher binnen Kurzem Alles in sein Leichentuch einhüllen wird. Die kurzen, dunkeln Tage lasten auf Stadt und Land. Der Dreschflegel ertönt in der Scheune; der Schaafscheerer sitzt in der Leutestube und scheert die Wolle von den Fellen; der Viehhüter bringt eines Abends ein zu früh geborenes Lamm und wärmt es am Ofen; der Hofknecht hat irgendwo im Moore einen im Winterschlafe liegenden Kiebitz gefunden, und zeigt „das arme Thier," welches aber unter seinen Händen stirbt, zum allgemeinen Bedauern — im Winter hegt man eine so große Liebe zu dem Leben, welchem man im Sommer gleichgiltig vorübergeht, oder welches man zerstört. Man fährt im Schlitten, hält frohe Weihnachten, macht auf alle Scheunenpforten, um recht sicher zu sein, ein Kreuz und findet, daß der Winter doch auch eine wonnevolle

Zeit ist. Wenn aber Lichtmeß gewesen ist, sehnt man sich doch aus demselben, wie aus einem Gefängnisse, herauszukommen.

Dann fühlt man eines Tages, daß irgendwo Blumen sein müssen; denn es zeigt sich ein Lächeln auf dem Gesichte des Winters; man räumt im Schnee auf und siehe! da steht eine kleine, weiße Blume mit blassen, grünen Streifen und schmalen, gelben Zungen. Sie heißt mit Recht „Wintergeck;“*) denn sie hat den Winter geneckt, sein Weiß aus dem Schnee gezogen, auf unbekanntem Wege Farben erschlichen, und steht jetzt in schalkhafter Demuth mit gebeugtem Haupte unter der kalten Decke. Nach kurzer Zeit erhebt sich eine größere, weiße Blume auf ihrem schlanken, grünen Stiele; in ihrer Einfachheit scheint sie eine jungfräuliche Blume zu sein, verwandt mit dem Auferstehungsfeste, an welchem sie sich zeigt. Und dann kommen die duftenden Veilchen! Vorher ist aber der Staar gekommen; wagt man sich in den sonnenbeschienenen, schmelzenden Schnee, unter die hervorquellenden Gewässer und die schwarze, weiche Erde hinaus, so hört man den Buchfink, die Drossel, den Dompfaff, den Zeisig und die Lerche; die Schnepfe verräth sich den Jägern selbst

*) Schneeglöckchen, auf Dänisch Vintergjeck, wörtlich übersetzt: Wintergeck.

durch die eigenthümlichen Töne, welche sie von sich giebt; der Kiebitz findet sich ein oder erhebt sich aus dem Moore und wird bald die Pflügenden mit seinem ängstlichen Geschrei begrüßen; eines Tages sieht man den Storch so ruhig auf dem Felde einherspazieren, als wäre er gar nicht fort gewesen, man sieht nach dessen Brust, welchen Sommer sie verkündet; alle Büsche sind voll Knospen; die Katze sitzt draußen auf der Treppe, putzt sich den Bart und prophezeit einen sonnigen Tag, die Schwalbe zwitschert — jetzt weiß alle Welt, daß Frühling da ist.

Aber sehet! zum Stadtthore herein bewegt sich ein großer Zug und verkündet es laut, daß uns jetzt der Lenz den dänischen Sommer bringt!*) Sie reiten den Sommer in die Stadt.**)

Es war Sitte, daß gegen den Mai die Hüfnersöhne ihre Hüte den Kaufmannsfrauen brachten, und diese mußten, wollten sie nicht ihre Kunden vom Hause jagen, die Hüte mit einer großen Menge von Bändern von allen Farben, mit Gold- und Silberbrokat und dergleichen ausschmücken! Ueberdieß lieh man ihnen

---

*) Citat aus dem Trauerspiele „Svend Dyring's Haus,“ von Henrik Herz. A. d. Ueb.

**) Der eigenthümliche Ausdruck für diesen Gebrauch. A. d. Ueb.

goldene Ketten und Schmucksachen, welche außer den flatternden Bändern und dem glänzenden Brokat die Hüte bedeckten und einen sehr kostbaren, aber ziemlich barbarischen Putz abgaben. Am Tage des Festes kam dann der geschmückte Putzzug zu Pferde, mit grünen Zweigen in den Händen und Musik an der Spitze und zog in die Kaufmannshöfe hinein. Im Saale stand ein wohlbesetzter Tisch und nach dem Frühstück spielte die Musik. Der Vormann oder Schaffner forderte die Hausmutter zum Tanz auf, und diese „gab ihm seinen Tanz zurück.“ Alle anderen weiblichen Personen, die Dienstmädchen und Kinder, bis zu den allerkleinsten hinab, bekamen und gaben gleichfalls ihren Tanz, worauf der Zug sich nach dem Hofe begab, zu Pferde stieg, und in einer Art Schlachtordnung bis an die Hausthür vorrückte. Mit lauter Stimme lud der Schaffner die Familie zu einem Schmause bei sich ein, und sein Gehülfe oder Mitschaffner entwickelte die Einladung näher:

„Wer gut sitzen will, der bringe ein Polster mit, wer gut essen will, bringe Messer und Gabel mit,“ sagte er in einem traditionellen, näselnden Tone, wobei er den Hut herumdrehete. Wenn er fertig war, hielt er den Hut hin, in welchen der Kaufmann Silbergeld und Eier hineinlegte.

Beim Schmause des Landmanns wurde man

auf das Gastfreieste empfangen. Man erhielt sogleich einen Sitz am Tische und bekam Suppe, Klippfisch, Branntwein, Butterbrot und Kaffee. Sobald ein Wagen neue Gäste brachte, wurde wieder aufgetragen, der Suppentopf stand immer auf dem Feuer und in der Küche waren die Mädchen den ganzen Tag hindurch und des Abends damit beschäftigt, Klippfisch in kleine Stücke zu brechen, wozu sie sich keiner anderen Maschinen bedienten, als ihrer Hände. Der Tanz ging in der, mit Bettlaken behängten und mit Grün geschmückten Dreschtenne vor sich; die Burschen trugen beim Tanz ihre Hüte, auf welchen die Bänder raschelten und die goldenen Ketten klirrten.

In dem Jahre, von welchem hier die Rede ist, brachte das Glück für das Kroyersche Haus nicht den Sommer in die Stadt.

Schon gegen Frühjahr war die Nachricht eingegangen, daß „Maria Elisabeth“ verloren sei, und, obgleich das Schiff versichert war, fühlte die Familie sich durch diesen Verlust doch sehr niedergeschlagen und trug beinahe Trauer um dasselbe, wie um einen Todten.

Einige Zeit darauf kam ein Schiffsführer, Capitain Bolt, zu Kroyer, und schlug ihm eine Speculation vor. Ein überaus reiches Frühjahr stand in Aussicht und Bolt's Plan bestand nun darin, daß Kroyer ihn mit einer Ladung Früchte nach Bergen senden und

als Rückfracht Kümmel nehmen solle. Obgleich das Geschäft ein ungewöhnliches war, entschloß Kroyer sich doch rasch dazu, kaufte die Früchte ein und erweiterte den Plan insoweit, daß er auch etwas Korn mitschickte.

Der Wind war günstig, das Schiff lag segelfertig umd Bolt fand sich eines Abends ein, um die Connossemente zu unterzeichnen. In demselben Augenblicke, als er dieses thun wollte, steckte Kaufmann Gjern den Kopf zum Fenster herein, und sagte: „O, Bolt, komme doch einen Augenblick heraus, ich habe Dir etwas Wichtiges mitzutheilen.“

„Ich komme gleich wieder,“ sagte Bolt, ging hinaus, begab sich an Bord und segelte fort.

Bolt kam von der Reise zurück und ließ sich nicht bei Kroyer blicken. Als dieser Letztere mit Gjern einmal über diese Sache sprach, erwiderte Gjern ihm:

„Es thut mir leid, Bruder, daß ich die unschuldige Veranlassung gewesen bin; indeß hast Du ja Rechnungen und Beweise genug in Händen, die ich an Deiner Stelle dem Procurator Basse übergeben und den Kerl belangen lassen würde.“

Kroyer fand diesen Rath gut, ließ Basse holen und übergab ihm die Sache.

Einige Zeit verstrich und noch immer hörte Kroyer Nichts von seinem Prozesse gegen Bolt. Als Basse

daher einmal an seinem Hause vorüberging, rief er ihn an und sagte zu ihm:

„Heda, Basse, hör' einmal."

„Was wollen Sie von mir, Kroyer?" fragte Basse, und blieb mitten auf der Straße stehen.

„Kommen Sie einen Augenblick herein, ich habe Etwas mit Ihnen zu sprechen."

„Ich habe keine Zeit, sagen Sie nur, was Sie auf dem Herzen haben."

„Was ich auf dem Herzen habe, wissen Sie recht gut; wie geht es mit meinem Prozesse gegen Bolt?"

„Mit welchem Prozesse?"

„Ih, die Sache, über welche ich Ihnen die Rechnungen und Papiere zusandte."

„Welche Rechnungen? welche Papiere?"

„Wie?" rief Kroyer, „Sie werden doch nicht in Abrede stellen, daß ich Ihnen die Rechnungen und Beweise wegen meiner Forderungen an Bolt zugestellt habe?" —

Die Nachbarn waren durch den ungewöhnlichen Wortwechsel an's Fenster gelockt. Zu ihnen wendete sich Basse, zeigte mit dem Finger auf seine Stirn und sagte:

„Gott weiß, ob es hier bei Kroyer richtig ist!

Ich habe ihn bisher immer als einen nüchternen Mann gekannt und überdieß ist es jetzt Vormittag. Gott weiß, was für Papiere es sind, von denen er faselt. Adieu, Vater Kroyer, wenn ich dem Doctor Siemson begegnen sollte, werde ich ihn zu Ihnen schicken."

Die meisten kräftigen, redlichen Charactere gleichen in Etwas dem Michel Kohlhaas, dem Verbrecher aus Gerechtigkeitsliebe. Der Geldverlust schmerzte ihn nicht so sehr; aber diese freche Unehrlichkeit erbitterte Kroyer im höchsten Grade, und hätte seine Frau ihn nicht zurückgehalten, würde er auf die Straße hinausgeeilt und Basse nachgelaufen sein. Mehrere Stunden lang sann er auf Pläne zu einer empfindlichen Züchtigung desselben; je mehr er aber darüber nachdachte, desto mehr sah er ein, daß er nichts gegen den schlauen Procurator auszurichten vermochte.

Inzwischen war die Nachricht von diesem Vorfall wie ein Lauffeuer durch die Stadt gegangen, und wenn auch die Wenigsten in ihren Herzen daran zweifelten, wie die Sache sich wirklich verhielt, so wurde dieselbe doch bei Weitem nicht in ihrer Einfachheit aufgefaßt und beurtheilt. Bei der allgemeinen Ereiferung erwachten alte Feindschaften wieder und suchten Befriedigung; man bediente sich seiner Ansicht über die Sache als Waffe und wählte folglich diejenige, welche dem Feinde gegen-

über als die zweckmäßigste erschien. Kroyer konnte es nicht allein nicht ertragen, daß man den geringsten Zweifel über den wahren Zusammenhang hegte, sondern er verlangte sogar gebieterisch, daß Jeder, welcher sein Freund sein wollte, auch der Feind seiner Feinde sein sollte, was sich unmöglich durchführen ließ und ihm daher nur neue Kränkungen verursachte. Sogar mit dem Agenten, seinem alten Freunde, kam er dadurch auf einen gespannten Fuß zu stehen, weil dieser ganz unbetheiligt zwischen beiden Parteien stehen wollte. Schon der bloße Gedanke daran, daß es in dieser Sache zwei Parteien gäbe, und daß er selbst Partei und nicht Richter sei, verletzte Kroyer.

Während Kroyer und seine Frau die verschiedenen eintretenden Episoden mit bitterem Mißmuthe besprachen, gaben sie nur wenig Acht darauf, daß Otto mit stiller Leidenschaft sich ihrer Sache annahm und ihre Leiden mitlitt. War es ihm auch nicht ganz klar, wovon jetzt gesprochen wurde, so begriff er doch, daß man seinen Eltern übel wolle, und wußte er auch nicht, auf welche Weise er diesen gegen ihre Feinde nützen konnte, so war er doch mit argwöhnischer Reizbarkeit beständig wachsam auf die Außenwelt.

Eines Tages, als beim Mittagsessen wieder eines jener mißmuthigen Gespräche geführt worden war und

Madame Kroyer vergeblich die Erbitterung ihres Mannes zu mildern gesucht hatte, kam Emilie herüber. Madame Kroyer hatte über Kopfschmerzen geklagt und sich auf das Sofa gelegt, und Otto war mit Emilien in den Garten gegangen. Sie merkte, daß er niedergeschlagen sei, und sprach ungewöhnlich sanft mit ihm. Auf eine wunderbare Weise mischte sich das liebkosende und belebende Weibliche mit dem Kindlichen, während sie wie eine erwachsene Dame seinen Arm nahm. Sie sprach von der Zukunft und sagte:

„Du sollst ja Student werden und dann mußt Du von hier reisen. Das macht aber nichts, ich will mich mit keinem Anderen verloben. Du mußt zum Bürgermeister studiren und dann kommst Du nach Hause. Dann mußt Du aber Green seinen Abschied geben, ich mag ihn nicht leiden, denn man kann nie mehr in den Taubenschlag kommen. Dann gehst Du in Deinem rothen Rocke auf den Ball, und am Geburtstage des Königs eröffnest Du den Ball mit mir. Und eines Morgens gehst Du zu meinem Vater hinunter und hältst um mich an. Ich glaube nicht, daß meine Eltern etwas gegen die Partie haben und Dein Vater auch nicht. Demungeachtet stehen uns noch große Hindernisse im Wege, denn ich glaube nicht, daß Deine Mutter mich leiden mag — und ich mag Deine Mutter nicht leiden."

Kaum hatte sie dieses gesagt, als er sie mit der geballten Faust in's Gesicht schlug.

Anfangs machte sie eine Bewegung, als ob sie auf ihn losstürzen wollte; im nächsten Augenblicke aber wendete sie sich um und verließ den Garten.

Er blieb wie angewurzelt stehen und sah ihr nach. Erst als ihr heller Rock hinter den halbentblätterten Büschen verschwunden war, bemerkte er, daß es schon Abend geworden sei, und es schien ihm, als ob jetzt alles Licht und aller Sonnenschein von der Erde verschwunden wäre.

Er kam zu seiner Mutter hinein und setzte sich in eine Ecke. Sie sagte:

„Wenn Du nicht in der Schule bist, läufst Du mit Emilien umher, und wenn Du dann hereinkommst, bist Du betrübt darüber, daß Du bei mir sein sollst.“ —

Seine Lippen bebten und schwere Thränen hingen an seinen Augenlidern. Das war also der Lohn für das ungeheure Opfer, welches seine Sohnesliebe gebracht hatte!

Sie konnte ihn in der Dämmerung nicht sehen, und hielt seine Bewegungslosigkeit und sein Stillschweigen für ein Zeichen des Trotzes, und während ihr Mutterherz sich unter Schmerzen darauf vorbereitete, auf

die Liebe eines Kindes zu verzichten, dachte sie doch an eine endliche letzte Anstrengung, um, wenn nur irgend möglich, diesem vorzubeugen.

Am folgenden Morgen früh stand er draußen auf der steinernen Treppe und blickte nach dem Hause des Agenten hinüber; Emilie kam aber nicht, wie sie es sonst zu thun pflegte, nach der Treppe hinaus, um ihn zu begrüßen. Sobald er aus der Schule kam, war er wieder auf der Treppe; aber Emilie ließ sich nicht blicken. Dagegen saß Türk, ihr Hund, oben auf der Treppe und sah herüber zu seinem Charmant. Als sie so eine Zeitlang gesessen und sich einander betrachtet hatten, gingen sie sich gravitätisch einander bis in die Mitte der Straße entgegen und fingen an, mit einander zu spielen. Bei diesem Anblicke wäre Otto das Herz beinahe gebrochen; er ging hinein in den Laden, warf sich auf ein Bund Hanf und verbarg sein Gesicht in demselben. Plötzlich berührte ihn Jemand: es war Emilie. Sie sah ihn an mit einem Ausdrucke, als ob sie ihn auffordern wolle, sie zu betrachten; er that es und sah, daß ihr eines Auge grün und gelb war. So starrten sie eine Weile einander an, bis er endlich mit tiefer Zerknirschung sagte:

„Emilie, Du mußt Deiner Mutter davon nichts sagen.“

Er wußte, daß diese Worte sich zu ihrem Verhältnisse durchaus gar nicht paßten, er fühlte es, war aber nicht im Stande, irgend etwas Anderes zu sagen. Emilie war blutroth geworden und lief davon.

Als die Knaben und Mädchen das nächste Mal wieder zusammenkamen und „der Mönch geht durch die Wiese“ spielten, leuchtete es Allen ein, daß zwischen Emilien und Otto ein großer Bruch stattfand, welcher dadurch, daß sie es bemerkten, nur noch vergrößert wurde. Emilie wählte ausschließlich Christian Fohs, einen großen, vierzehnjährigen Knaben, und Otto griff nach der Ersten, der Besten, nur nicht nach Emilien. Am Abende desselben Tages schlugen Otto und Christian Fohs sich, und Otto erhielt tüchtige Schläge.

Als er darauf allein umherging, befand er sich in einem Zustande, in welchem das Erhabene und das Lächerliche nur einen Zollbreit von einander entfernt waren. Er fühlte einen wahren Schmerz, eine tiefe, schneidende Verlassenheit, und war vom Schmerze und von den erhaltenen Schlägen ganz außer Fassung. Er glich einem Boote, welches zu große Segel führt; sein Alter konnte die Stimmungen nicht ertragen, und sich unter dem Drucke, worunter es ging, nicht auf seinem rechten Kiele halten. Etwas Gewaltsames mußte er thun, und er lud ein Pistol. Es war eben so wenig

sein Wille, Christian Fohs umbringen als einen Selbstmord begehen zu wollen; seine Einbildungskraft schweifte aber auf diesem Gebiete, und es war ihm wenigstens ein Bedürfniß, sich von seiner tödtenden Kraft zu überzeugen und einen erschrecklichen Lärm zu machen. Er lud also das Pistol und ging hinaus in's Brauhaus, war aber so bedachtsam, eine Luke zu öffnen, aus welcher er hinausschießen wollte, damit die Vorladung nicht das Haus seines Vaters in Brand stecken könne. Wer kann sich wohl in dasjenige hinein versetzen, was in einem solchen exaltirten Gehirn vorgeht! Noch im letzten Augenblicke sagte er:

„Lebe wohl, Emilie, mögest Du mit Christian Fohs glücklich werden!“ — und feuerte das Pistol dicht an seinem Kopfe vorbei ab — so nahe hatte sie ihn dem Tode gebracht.

Das Unglück wollte, daß der Schmied aus Lundtoft sich gerade an diesem Abende in der Stadt verspätet hatte und im Begriffe war, seinen alten Apfelschimmel zu besteigen, gerade vor der Luke und gerade in dem Augenblicke, als Otto schoß. Ein paar Hagelkörner trafen das Pferd in's Hintertheil; es vergaß sein hohes Alter, bäumte sich, warf seinen Reiter zu Boden und sprengte in wilden Sprüngen aus dem Hofe. Oben im Hauptgebäude hatte man

den Schuß gehört und den herrenlosen Gaul davonsprengen gesehen, und während Otto noch in einer Art wollüstiger Betäubung und Entzückung über seinen starken Schuß, den Pulverdampf, den Selbstmord, die unglückliche Liebe dastand, füllte sich das Brauhaus mit Menschen, seinen Vater an der Spitze. Als Kroyer das Pistol bei Otto sah, fuhr er mit einer Heftigkeit, welche der Knabe früher nie an ihm bemerkt hatte, auf ihn los, schlug ihn, riß ihn im Haare, und zerrte ihn hin und her, während er stöhnend ausrief:

„Du willst auf Menschen schießen! Du willst auf Menschen schießen! Ich werde Dich lehren, was es heißt, auf Menschen zu schießen!“

Der Vater schlug so hart, daß er, wie es schien, das Bild Emiliens im Inneren Otto's entzwei schlug; denn, als der Knabe wieder zu sich selbst kam, war sein erstes Gefühl Reue und Scham über seine Liebe, seine Raserei und seinen Schuß. Er war sich der lächerlichen Comödie, welche er gespielt hatte, vollkommen bewußt; aber er glaubte auch dabei, daß Alle sie errathen hatten, und daß er nun zum Gespött der ganzen Stadt geworden sei, und daß er diesen Fleck nie wieder aus seinem Leben vertilgen könne. Deßhalb war Niemand froher als er, als der lange verborgene Gedanke der Mutter plötzlich zur

Reise kam. Man bemerkte mit einem Mal, daß er beinahe dreizehn Jahre alt sei; wenn Etwas aus ihm werden sollte, mußte man Eile machen, und der Vater, welcher ohnehin nach Kopenhagen sollte, nahm ihn mit sich dahin.

Reise kam. Man bemerkte mit einem Mal, daß er beinahe dreizehn Jahre alt sei; wenn Etwas aus ihm werden sollte, mußte man Ernst machen, und der Vater, welcher ohnehin nach Kopenhagen sollte, nahm ihn mit sich dahin.

Sechstes Kapitel.

Otto kam in das Haus einer weitläufigen Verwandtin, einer alten, vermögenden Witwe, deren Kinder verheirathet waren und außerhalb Kopenhagen wohnten. Sie hatte es vergessen, was es heißt, ein Kind zu sein oder Kinder zu haben, und war nur besorgt, daß es im Hause nicht eben so stille und friedlich wie bisher bleiben würde. Wenn Otto aber lautlos bei seinem Buche saß, traf es sich zuweilen, daß sie ihm ein Geschenk brachte, hauptsächlich von Putzsachen, welche gewöhnlich werthvoll, eben so häufig aber ganz nutzlos für ihn waren. Es schien, als ob sie in ihren Vorstellungen den Gedanken nährte, daß er wie eine Puppe zu betrachten sei und dieses in einem solchen Grade, daß er nicht essen sollte. Speise war das Einzige, wo=

mit sie geizte, und dieses würde für das Kind aus der Landstadt, welches an eine offene Speisekammer gewöhnt war, sehr unangenehm gewesen sein, wenn nicht ihr Dienstmädchen sich mit einer solideren Sorgfalt Otto's angenommen hätte.

Grete war ein hübsches Mädchen von einigen zwanzig Jahren, hatte seit ihrer Einsegnung im Hause gedient und war es gewohnt, die Alte mit Munterkeit und Schlaùheit zu behandeln. Bei ihren Einkäufen setzte sie mehr auf die Rechnung, als was die Ausgaben wirklich waren, und mit dem, was sie auf diese Weise übrig behielt, wirthschaftete sie sehr gewissenhaft. Diese Gewissenhaftigkeit nun gab Anlaß, daß sie nach ihrer Weise eine doppelte, italienische Buchführung führte: eine falsche für die Alte und eine richtige für sich selbst. Gleich nachdem Otto in's Haus gekommen war, hatte sie ihn dazu vermocht, ihr bei dieser beschwerlichen Arbeit zu helfen, denn: „Wenn die Alte stirbt," sagte sie, „und die Kinder ihr Erbtheil nehmen, so sollen sie doch sehen, daß ich ein ehrliches Mädchen gewesen bin."

Man hätte glauben sollen, daß die Alte eine Ahnung von diesem Hauswesen hatte und sich darein fand, nur daß sie darüber in Unwissenheit bleiben wollte; denn als Otto gekommen war, sagte sie zu Grete:

„Du kannst glauben, Grete, nun wird gewiß Alles theuer.“

Entweder war sie wirklich in eine neue Kindheitsperiode eingetreten, oder es war ihrem alternden Bewußtsein gleichgültig, daß das Geld verbraucht wurde, wenn sie nur dasselbe nicht verzehren sah.

Grete war verlobt mit einem Trompeter bei einer Reiter-Escadron, einem netten, stattlichen Manne, welcher äußerlich kriegerisch und im Innern friedlich war, wenigstens lobte Grete ihren „Bruder“ immer seiner Ordentlichkeit, Sparsamkeit und Nüchternheit wegen. Erst hatte sie ihn gegen Otto für ihren Bruder ausgegeben, gleichsam als ob sie nicht einräumen wollte, daß sie versprochen sei; später behielt sie aber den Namen aus einem schönen weiblichen, mütterlichen Instinkte bei. Wenn Otto zugegen war, gestattete sie ihrem Bräutigam nicht die geringste Liebkosung; weil Otto aber sein Abendbrot immer auf ihrem Zimmer verzehrte — nachdem er nämlich erst bei der Alten gegessen hatte — und hier sehr häufig mit dem Trompeter zusammentraf, wurde er doch mitunter Zeuge eines geheimen Händedruckes, eines Blickes, worauf er sich besser verstand, als Grete es ihm zutrauete; denn ein gewisser kindlicher, träumerischer Schimmer in seinen Augen, ein Etwas, was durchsichtig schien, weil es tief war, machte, daß er jünger aussah, als er wirklich war.

Nachdem er einige Zeit im Hause gewesen war, sagte er eines Abends, als er zu Bette gehen sollte:

„Johannes ist nicht Dein Bruder, Grete, er ist Dein Liebster.“

„Du Ausbund!“ sagte Grete, und verschloß seinen Mund mit einem Kusse, ließ aber das Verhältniß unverändert.

Das stille Leben in diesem Hause veränderte ihn so wenig, hielt seine Gefühle und Gedanken in einer so ununterbrochenen Folgereihe mit der Vergangenheit, daß die Entfernung, welche ihn vom väterlichen Hause trennte, nur als ein Nebelschleier dalag. Stattgefundene Begebenheiten konnten in Dunkelheit zurücktreten, der Pistolenschuß konnte sich in Vergessenheit, welche ihm gern bereitet wurde, verlieren; die Neigungen seines Gemüthes und das Andenken an erlebte Freuden traten aber desto lebhafter hervor, als er nach ungefähr einem Jahre in den Sommerferien nach Hause sollte. Hätte Emiliens Bild bei ihm unklar werden können, so würden doch alle Erinnerungen an sie wieder aufgefrischt sein, als er den Apfelbaum auf dem grünen Rasen wieder erblickte, welcher so treu und unverändert dastand, daß es fast schien, als trage er noch dieselben Blätter und dieselben Früchte als damals, als sie zum letzten Male unter demselben gespielt hatten. Er lief

hinüber zum Agenten, und kaum war er in's Zimmer getreten, als auch Emilie hereinstürzte und ausrief:

„Ist es wahr, daß der Kopenhagener nach Hause gekommen ist? Laß mich den Kopenhagener sehen!" Sie drehete ihn um und um, lachte und sagte: „Komm hinunter in unsern Garten!" und eilte aus der Stube.

Er kannte sie kaum wieder; sie war größer, magerer und, wie es ihm schien, steif geworden. Außerdem hatte man ihr Haar wie das eines Knaben geschnitten.

Das erste Spiel, welches sie in Vorschlag brachte, als sie in den Garten hinunter gekommen waren, war, daß sie Mann und Frau spielen wollten, und Charmant ihr Kind sein sollte. Dieses wollte er nicht, obschon er sich die Schamhaftigkeit, mit welcher er es ausschlug, kaum selbst erklären konnte; im Ganzen genommen, lag der Grund zu seiner Weigerung darin, daß seine Gedanken nicht so unschuldig waren, als die ihrigen; denn was bei ihr ein unruhiger Instinkt war, war bei ihm ein dämmerndes Bewußtsein.

Emilie hob einen Stein auf und schlug damit Charmant, welcher aus Freude, Otto wiederzusehen, ihm gefolgt war. Der Hund legte sich heulend zu seinen Füßen und blickte zu ihm hinauf, als wolle er ihm Vorwürfe machen, daß er ihn nach dem fremden, unfreundlichen Orte hinübergeführt habe. Das warme,

innige Gefühl, mit welchem Otto herübergeeilt war, um Emilien zu sehen, erstarb und er machte sich schnell mit seinem Hunde davon. Als er aber des Abends im Bette lag, war es ihm unmöglich, sich Emilien anders, als ein kleines Mädchen zu denken. Das lebendige, rothwangige Gesicht mit dem dunkeln, krausen Haar, die blauen Augen und die langen, feinen Augenwimpern schwebten ihm klar und deutlich vor und er konnte nicht schlafen vor Sehnsucht, hinüberzukommen, sie wiederzusehen und mit ihr zu sprechen und zu spielen wie in früheren Tagen. Am folgenden Morgen lief er gleich hinüber und fand sie mit dem abscheulichen kurzen Haare, wie sie vor sich hinstarrte, als sei sie in tiefe Gedanken versunken. Demungeachtet nahete er sich ihr und faßte sie liebevoll um den Leib; sie aber sprang auf und rief:

„Laß es sein, oder ich sage es meiner Mutter!“ worauf sie fortlief.

Er ging ganz verwirrt und niedergeschlagen nach Hause. Später traf er öfter mit ihr zusammen; das Verhältniß blieb aber dasselbe — auf eine augenblickliche Freundlichkeit, ja Zudringlichkeit, folgte sogleich Abstoßung und Wildheit, bis es ihm zuletzt schien, als ob ihre frühere Zeit zwei ganz anderen Wesen angehört habe und als ob er im Grunde Emilien gar nicht kenne.

Es verstrich wieder ein Jahr. Grete hatte sich verheirathet, die Alte hatte Unglück mit ihren neuen Dienstmädchen und dachte darauf, sich in Ruhe zu einem von ihren Kindern zu begeben; aber mitten unter diesen kleinen Unruhen war Otto ein flinker Schulknabe geworden, war in die oberste Klasse hinaufgerückt und sollte nun nach Hause, um sich bewundern zu lassen. Als die Zeit zur Abreise herankam, kam ihm Emilie oft in den Sinn und er gedachte ihrer dann mit einem eigenthümlichen Gefühle. Es schien ihm, als sei er das vorige Mal sehr närrisch und gar zu blöde gewesen, und er versprach sich nun vielen „Commerz“ mit der wilden und tollen Dirne.

Im Monat Juli kam er nach Hause. Emiliens Vater hatte ein Gut gekauft, eine kleine Landstelle, eine Viertelstunde von der Stadt, und die Familie war in der Sommerzeit hinausgezogen. Otto kannte den Hof gut, und am Morgen nach seiner Zuhausekunft machte er sich auf den Weg, in Frack, steifer Halsbinde, mit Halsquädern nnd Brille, ja sogar mit einem Stocke. Die Leute kamen an das Fenster, als er durch die Stadt ging und bewunderten ihn oder wunderten sich; er glaubte das Erstere. Der Weg von der Stadt nach dem Hofe ging beinahe immer durch einen Wald; mitunter öffnete dieser sich und man sah dann in der Ferne rechts das blaue Meer, links Korn=

felder und üppige Wiesen, übersäet mit Blumen von allen Farben. Für alles Dieses hatte er aber keine Augen; er ging und hieb mit seinem Stocke den flaumigen Löwenzahn und die rothbraunen Kletten ab, während er sich mit dem Gedanken beschäftigte:

„Nun will ich einen richtigen Commerz mit der tollen Dirne haben."

Als er bei der Pforte war, traf er eines von den Dienstmädchen, welches er nach Emilien fragte.

„Fräulein Emilie," antwortete das Mädchen, „sie ist dort unten im Garten."

„Fräulein Emilie," sagte er zu sich selbst, „das soll nun so fein sein, weil ihr Vater Gutsbesitzer geworden ist."

Er ging hinaus in den Garten und erblickte nach einiger Zeit in einem Gartenhause eine junge Dame, welch saß und nähte — es war Emilie.

Diese schönen, klaren, überraschten Augen, welche auf die seinigen fielen, diese schlanke, feine und doch so abgerundete Gestalt, diese einfache und doch so gut kleidende Tracht — und dieses Alles umgeben von grünem Laub und umweht von der frischen Morgenluft — machte einen Eindruck auf ihn, wie eine eben aufgeblühte Rose zwischen den grünen Blättern des Strauches, wie eine Fee in den Zaubermärchen,

welche von Blumen abstammt, aber eine menschliche Gestalt hat.

Seine Betrachtungen in diesem Augenblicke waren jedoch nicht unvermischt: Er faßte die Schönheit auf und fühlte sie, wurde aber zugleich außerordentlich betreten. Es schien ihm, als habe sie seine innersten Gedanken errathen und Alles so angeordnet, um ihn zu demüthigen.

„Aber da ist ja Otto!“ sagte Emilie, und stand auf.

„Ja,“ antwortete er mechanisch, „wie befinden Sie sich?“

„Sie? Kennst Du mich denn nicht wieder, Otto? Hast Du schwache Augen bekommen, seitdem Du Brillen trägst?“

„Nein,“ antwortete er, und nahm die Brille ab, obgleich er fühlte, daß er sich dadurch im höchsten Grade lächerlich machte. Es war ein Glück, daß sie nicht auch Fragen wegen des Stockes, der Halsquäder, des Frackes that — er würde Alles von sich geworfen haben.

Sie schwieg und ging auf das Haus zu, und er dankte seinem Schöpfer, daß er, als er ihre Eltern begrüßt hatte, wieder davon gehen konnte. Auf dem Rückwege hieb er keinen Löwenzahn ab, that nicht ein=

mal einer Klette etwas zu leide; mitunter stand er aber stille, starrte in den leeren Raum hinaus und sagte:

„Was steht Dir denn im Wege? Du kannst ja nach Kopenhagen reisen!“

Demungeachtet konnte er nicht draußen wegbleiben. Als er nach Hause gekommen war, feuerte er sich selbst an, nicht so verzagt und verlegen zu sein.

„Zum Henker!“ sagte er zu sich selbst, „sie ist ja doch noch immer die wilde tolle Dirne! Sie giebt sich nur den Anschein, als denke sie nicht mehr daran; Du kannst sie ja aber daran erinnern. Wenn ich sie das nächste Mal wiedersehe, werde ich sie fragen: Emilie, wollen wir Mann und Frau spielen?“

Wer aber das nächste Mal nichts sagte, das war Er. Wenn er sie ansah, war er nicht einmal richtig überzeugt, daß es Emilie mit dem kurz abgeschnittenen Haar sei, welche seinen Hund geschlagen hatte. Sie erweckte eher bei ihm Erinnerungen an eine längst vergangene Zeit, in welcher sie noch ganz klein waren; sie war eine erwachsene Dame und doch jünger geworden, er war sowohl zu alt als zu jung, verworren in sich und äußerst linkisch und unglücklich.

Und doch war sie erst fünfzehn Jahre alt und um einen ganzen Monat jünger als er! Und eigentlich war er doch größer als sie — wie sonderbar, daß er ihr nie

den Vorschlag machen konnte, sich zu „messen“! Er war von einer Ehrfurcht vor dieser Gestalt ergriffen, die unsichere, knabenhafte Zuversicht, mit welcher er gekommen war, hatte sich diesem schönen Begehrenswerthen gegenüber in Reue und Anbetung, von trotzigem Pochen durchkreuzt, verwandelt.

Einmal saßen sie miteinander in der Gartenstube. Nach den gewöhnlichen fruchtlosen Versuchen, ihr gegenüber das Gleichgewicht zu gewinnen, hatte er sich seinen Stimmungen hingegeben und starrte in die Linde hinaus, welche ihren Schatten über die Schwelle warf, während die Insekten im heißen Sonnenschein um das Gebüsch und um die Bäume summten. Plötzlich, als er sein Auge auf sie richtete, fing er ihren Blick auf, und es war, als sei in dieser Secunde ein Vorhang bei Seite gezogen, und als schaue er in das Heiligthum der Vorzeit hinein. Er sagte:

„Emilie, erinnerst Du...“ und hielt inne.

„Was sollte ich erinnern, Otto?“ fragte sie, und warf einen eben solchen Blick auf ihn, als den, welcher ihn genöthigt hatte, die Brille abzunehmen.

Das Bild war verschwunden. Er vermochte weder von Charmant, Green, dem Apfelbaum, noch von irgend etwas Anderem, was seinem Herzen nahe lag, zu sprechen, und er sagte:

„Erinnerst Du Dich der Anna Kröll?“

„Anna Kröll? Ja, sie kommt oft zu uns! sie ist eine recht gute und freundliche Frau."

„Ja, sie ist eine gute Frau; ich halte so viel von ihr!"

„Mutter sagt, diese Art Bauerfrauen gibt es gar nicht mehr. Sie möchte gerne, daß Anna Kröll in unsere Dienste treten solle; sie ist aber doch zu alt dazu. Die anderen sind entweder so plump oder sie sind auch untreu. In Kopenhagen ist es gewiß eben so." —

„Ja, die alte Frau Ingerslev sagt dasselbe," sagte Otto, höchst mißmuthig über die Wendung, welche das Gespräch genommen hatte; es schien aber, als sei er äußerst entrüstet über die Schlechtigkeit der Dienstmädchen.

„Worüber unterhaltet Ihr Euch denn so ernsthaft?" fragte Emiliens Schwester beim Hereintreten.

„Wir sprachen von der Schlechtigkeit der Dienstmädchen heut' zu Tage," antwortete Emilie.

Die Schwester lächelte und ein Widerschein dieses Lächelns flog über Emiliens Gesicht.

Otto ging und sagte auf dem Rückwege erbittert zu sich selbst:

„Warum konnte ich jetzt nicht sagen: Emilie, denkst Du noch an Charmant? an Greens Tauben? oder an den Apfel, welchen Du vertheiltest?"

Am Tage vor seiner Abreise war der Geburtstag des Agenten, und Otto befand sich unter den vielen Eingeladenen, welche sich gegen Mittag auf der Landstelle einfanden, um mit der Familie, den Kindern und Enkeln des Agenten am Feste Theil zu nehmen. Der Agent bot seinen Gästen keine reiche Auswahl von Belustigung; die einzige Belustigung war die Gesellschaft selbst, und diese war anfangs ziemlich steif und gezwungen. Nach guter dänischer Sitte, oder wie es in Dänemark wenigstens oft der Fall ist, sondern sich die Herren und Damen strenge von einander ab, gleich als ob man nichts mit einander in Gemeinschaft zu thun hätte, wenn man nicht zum Tanze oder zur Trauung sollte.

Um aber eine halbe Stunde bis zum Mittagessen zu vertreiben, ging der Agent mit seinen männlichen Gästen in einen Wald, welcher einige hundert Ellen vom Hofe entfernt lag, und durch eine Landstraße und eine Wiese von demselben getrennt war. Nicht um die Natur zu bewundern, ging die Gesellschaft hinüber, der Agent hatte aber seinen Gästen ein interessantes Schauspiel versprochen. Er entfernte sich von ihnen, ging nach dem Saum des Gehölzes, klatschte ein paar Mal in die Hände und sang laut oder stieß einige unverständliche Laute in einem recitirenden Tone aus. Darauf sah man, wie sich eine große Heerde von Jung-

vieh, Kühen und Pferden in einiger Entfernung versammelte und mit gespitzten Ohren näher kam. Viele Thiere der Heerde kamen so nahe, daß der Agent sie streicheln, auf dem Kopfe kratzen und ihnen Brot oder Zucker geben konnte. Dieses währte eine Zeitlang, in welcher der Agent wie ein Patriarch dastand. Plötzlich rief er: Su! Sa! Su! und sofort eilte die ganze Heerde in Sprüngen davon. Die Gesellschaft gab laut ihre Verwunderung zu erkennen, und der Agent freute sich darüber, daß man sich wunderte.

Man setzte sich zu Tische, und nachdem die ersten officiellen Gesundheiten ausgebracht waren, wurde die Gesellschaft bald aufgeräumt. Man machte Besuche und nahm Gegenbesuche an, wie es heißt und so viel sagen will als: man trank mit einer anderen Person ein Glas und diese kam dann kurz nachdem mit einer ähnlichen Aufforderung. Gegen das Ende der Mahlzeit fielen auch einige Herausforderungen auf die Bombe vor. Die Bombe war ein bis an den Rand gefülltes Glas, welches Einer leeren mußte, wenn ein Falkenauge entdeckt hatte, daß er auf die ausgebrachten Gesundheiten nicht recht Bescheid that. Der Agent selbst forderte den Bürgermeister auf eine Bombe.

Als man vom Tische aufstand, war man so munter, daß ein Vorschlag des jüngeren Theiles der Ge-

sellschaft: „daß man nach dem Gehölz gehen, dort Kaffee trinken und selbst Wasser auf Zigeunermanier kochen wolle," mit großem Beifall angenommen wurde. Die Jüngeren eilten voraus mit dem großen Theekessel, um Wasser von der Quelle zu holen, einen Feuerheerd zu bauen und das Wasser in's Sieden zu bringen; die Aelteren schickten sich an, mit der Bagage, namentlich mit dem großen Geburtstagskuchen hinterher zu kommen.

Im ganzen Schwarm war nur Einer nicht froh, und das war Otto. Er war an Emiliens Seite die Treppe hinabgegangen, hatte aber nicht den Muth oder die Lebensart gehabt, ihr den Arm zu bieten. Ein junger Student, der Sohn des Pfarrers, hatte mehr Kühnheit besessen, und Otto verließ nun seinen Platz neben Emilien und ging, ohne ein Wort zu sagen, hinter den Beiden her. Der Student, welcher den Zusammenhang merkte, wendete sich einmal nach Otto um, und fragte ihn, ob er nicht mit den andern Kindern, welche vorausliefen, spielen wolle, und als Otto mit einem zornigen Blicke „Nein" antwortete, sagte der Student:

„Gott behüte uns, wie seht Ihr finster aus, und doch sind jetzt Ferien! Man sollte glauben, daß Ihr morgen zur Schule solltet und Eure Lection nicht wüßtet."

Gegen diese furchtbaren Worte war Otto ohne Waffe; Emilie sah sich nicht um.

In diesem Augenblicke, — man war eben bis mitten auf die Wiese gekommen — zeigte es sich, daß man sich auf den musikalischen Sinn der Thiere nicht mit Sicherheit verlassen kann. Höchst wahrscheinlich hatte die Heerde das Händeklatschen und den Gesang der Kinder, mit welchen diese über die Wiese eilten, mißverstanden, oder es lag ein anderer Umstand zum Grunde, genug, plötzlich brach die Heerde hervor und lief in einer dichten Masse einen Abhang hinab und auf die Wiese zu. Bei diesem Anblicke hörte alle Ordnung auf, man beeilte sich, um nur den Wald zu erreichen; der Student ließ Emiliens Arm los und rief:

„Laufen Sie, Fräulein Emilie! Laufen Sie!" und dachte ihr auf dem Fußsteige Platz zu machen und ihr dadurch, daß er vorauslief, ein gutes Beispiel zu geben. Emilie wollte ihm heiter folgen und wählte einen kürzeren Weg als den geschlängelten Fußsteig; nach ein paar Schritten bemerkte sie aber, daß eine andere Abtheilung der Heerde herankam und diesen Weg abschnitt. Als sie die Gefahr, welche gleichsam auf sie herabrollte, so nahe vor sich erblickte, verlor sie die Fassung und blieb wie angewurzelt stehen.

Otto war nicht einen Augenblick von ihrer Seite

gewichen, und er sah jetzt, daß durch den kurzen Aufenthalt alle Hoffnung, zu entkommen, verloren gegangen war. Da ergriff ihn ein Gefühl, welches er früher nicht gekannt hatte: die Liebe, welche zur eigenen Aufopferung bereit ist, erfüllte seinen Geist mit Begeisterung und Trotz. Er ergriff Emilien bei der Hand, verbarg sie hinter sich und stellte sich vor sie, um sie mit seiner Brust zu decken. Die Heerde kam mit großem Geräusch herangestürzt; vom Hause und vom Gehölze aus sah man mit tödtlicher Angst die Beiden zwischen derselben; das Vieh hatte aber nicht einen Augenblick die Absicht gehabt, Schaden anzurichten und, obgleich es Otto beinahe wie ein Wunder vorkam, blieben er und Emilie doch unverletzt. Im letzten Augenblicke hatte Emilie gewankt, er hatte seinen Arm um sie geschlungen und sie mit einem Gefühl, dessen Glückseligkeit nie seiner Erinnerung entschwand, an seine Brust gedrückt.

Emilie ließ ihn los, der Student kam zurück, und Otto's Gedanken waren:

„Du hast sie für den Studenten gerettet!“

Der Student rief: „War es nicht wahr, was ich sagte, daß Ihr so finster aussähet, daß man bange für Euch werden könnte? Ihr habt das ganze Thierreich in die Flucht gejagt.“

„Ja, Ihr seid mir auch ein netter Cavalier,“ sagte Emilie mit einem matten Lächeln.

Er antwortete: „Bestes Fräulein Emilie, rieth ich Ihnen nicht, davon zu laufen? Ich lief selbst; denn, aufrichtig gesprochen, welche Ehre ist wohl bei einem Kampfe mit unvernünftigen Bestien zu gewinnen, seien sie auch so wohl erzogen, wie ich gestehen muß, daß diese es sind.“

Emilie lachte und nahm den ihr dargebotenen Arm des Studenten, welcher so mit einem Witze die ganze Heldenthat Otto's vernichtete.

Das Gefühl, ganz überflüssig zu sein, der Mißmuth, der Verdruß und die Bitterkeit, welche aus dem Vergleiche seiner Ansprüche mit der Geringfügigkeit der Anerkennung entsprangen, wurden so stark, daß er es nicht länger dort auszuhalten vermochte. Sie waren im Walde auf eine Anhöhe gekommen, von welcher aus ein Fußsteig nach der Stadt hinablief. Nach dieser Seite wendete er sich und eilte den Abhang hinunter. Der Student rief lachend:

„Sehen Sie einmal, wie er Reißaus nimmt!“ — und durch diesen Ausruf beschleunigte er noch mehr den Lauf Otto's, welcher nicht eher inne hielt, bis er sich in einem Hohlwege befand, wo er allen Blicken entzogen war. Hier konnte er die Kinder im Walde singen hören. Sie sangen ein Lied, welches in dem Hause

Emiliens oft gesungen und gespielt worden war, und welches er dort mit ihr gesungen hatte; es hatte sich in der Familie vererbt; es erklang nun ungestört und froh, in seinen Ohren als eine Botschaft, daß seine Abwesenheit unbemerkt, seine unbändige und doch so traurige Flucht von diesem Obdach seiner Kindheit Allen gleichgültig sei.

Diejenigen, welche Nichts als das Sichtbare gewahrt hatten, nahmen an, daß Otto ein wenig verletzt worden, sein Zeug zerrissen sei oder dergleichen, und als sein Vater nach Hause kam, that dieser in dieser Voraussetzung einige Fragen, welche sich leicht ausweichend oder auf eine zweideutige Weise beantworten ließen. Die Mutter fragte nicht, und dieses Schweigen hatte für Otto etwas Beängstigendes und Unangenehmes, wodurch, wenn es möglich war, die unheimliche und zerrissene Stimmung, in welcher er sich befand, noch vermehrt wurde.

Nach einer Nacht voll Träume, in welchen er selbst, bald mit Emilien, bald mit dem Studenten, bald mit einem oder mehreren Ungeheuern in den Armen, eine Anhöhe hinabstürzte, war er mit der Sonne auf, um sich zur Abreise vorzubereiten, und als er in die frische Morgenluft hinauskam, fing seine Schwermuth an sich zu zerstreuen und zu verschwinden, wie die leich=

ten Nebel, welche keine andere Spur hinterlassen, als glänzende Thauperlen.

An einem Sommermorgen ist die Natur wie eine stille, fleißige, junge Hausmutter, welche ihren großen Auftrag besorgt und einen Eindruck der Gemüthsruhe, der Kraft und der emporsteigenden Freude hervorbringt. Die Welt ist ja hell, groß und schön — und sie lag vor ihm. Dieses grüne, vom Thau benetzte Laub, diese kühle Luft mit ihrem einfachen, belebenden Duft, das Zwitschern der Vögel, ja, der Laut der Häckerlingsklinge, der Anblick der Milchmädchen, welche sich, mit dem Eimer auf dem Kopfe und strickend, zum Stadtthore hinausbegaben — dieses Alles belebte sein jugendliches Gemüth, rief ihn zur Arbeit und zu einer glücklichen Zukunft.

Plötzlich erblickte er vor dem Garten Peter Kröll, und mit dem frohen, stärkenden Gefühl, welches der Anblick eines treuen Gegenstandes hervorbringt, näherte er sich dem Gespielen seiner Kindheit, welchen er, weil Peter jetzt in der Tischlerlehre war, auf seinen Besuchen sehr selten sah.

„Guten Morgen, Peter! Du bist sehr früh auf!“ —

„Ja, ich habe Emilien Theilmann versprochen, etwas an Dich zu bestellen.“

„Emilie!“ rief Otto zitternd vor Erwartung.

„Ich arbeite nämlich für meinen Meister draußen in Knudby und kam gestern Abend spät an ihrem Hause vorüber. Sie saß am Fenster, und als sie mich erkannte, rief sie mich an und fragte mich, ob ich nicht aufpassen und Dir vor Deiner Abreise einen Gruß von ihr bringen wolle."

„Einen Gruß . . . an mich?"

„Ja, es ist aber ein sehr lächerlicher Gruß. Sie sagte, daß Du gestern das kleinste Stück vom Apfel bekommen hättest. Das sollte ich Dir sagen. Weiter sagte sie nichts."

Otto drehte sich schnell um, gleich als wollte er nicht einmal Peter die heimliche, freudenbringende Bedeutung der Botschaft verrathen.

„Nun soll ich auf die Arbeit," sagte Peter. „Lebe wohl, Otto, und glückliche Reise."

„Lebe wohl, lieber Peter! . . . . vielleicht sehen wir uns noch einmal wieder, vielleicht reise ich heute noch nicht."

„Dann komme heute Abend ein wenig hinunter zu meiner Mutter," sagte Peter im Weggehen.

„Ja, das will ich!" rief Otto ihm nach.

Nur wenige Minuten waren verstrichen, die Thautropfen zitterten noch an den Blättern, die Häckerlingsklinge ertönte noch, Alles aber hatte einen andern Laut und ein anderes Ansehen, es wurde entweder gar

nicht beachtet, oder es trieb ihn an, mit kühnem Muthe dasjenige zu erkämpfen, was es ihm vor ganz kurzer Zeit zu vergessen gerathen hatte. So ist der Mensch, sowohl der alte als der junge, in seinem Verhältniß zu der Natur.

Otto ging zu seinem Vater hinein und sagte zu ihm, daß er noch gerne einen Tag bleiben möchte, und der Vater meinte nach einigem Bedenken, daß eine kleine Versäumniß wohl nicht schaden könne. Durch die halb offene Thür hörte Madame Kroyer im Schlafzimmer, wovon die Rede war, und einen Augenblick später, als Kroyer mit Otto am Theetische saß, wurde es im Hofe, im Stall, im Zimmer, wo Otto's Zeug stand, sehr lebendig. Als Otto mit klopfendem Herzen vom Tische ging und sich anschickte, nach Emilien hinauszuwandern, hörte er, daß ein Wagen, unter lustigem Peitschenknall des Kutschers, vor dem Hause vorfuhr.

„Was ist das für ein Wagen?“ fragte Kroyer seine eintretende Frau.

„Soll Otto heute nicht reisen?“ fragte Madame Kroyer.

„Das sollte er zwar,“ sagte der Vater mit einem bedenklichen Blicke auf Otto, als erwartete er, daß dieser einen Einwand machen solle, welchen er dann zu unterstützen gedachte. Otto fühlte sich aber ohne Kraft

dazu; ihm war bange vor einer Erörterung. In dem ruhigen und kräftigen Auftreten seiner Mutter bemerkte er Etwas, was gegen seine innersten Gedanken gerichtet war, und diese durften sich nicht hervorwagen. Mein Gott, man darf ja nicht sagen: Ich bin verliebt, ich will nicht zur Schule. So halb entfaltet, jedoch innig und für das ganze Leben bestimmend auch die Liebe im Herzen ruhen, so rechtmäßig man sie auch finden mag, vor seiner Mutter, der öffentlichen Meinung, welche für die Liebe eine bestimmte Zeit, ja — als handle es sich um ein Amt — ein vorhergehendes Examen vorschreibt, fühlt man sich doch schuldig.

Otto wich der strengen Mutter, welche sich zwischen ihn und seine Neigung stellte.

Auf seiner langen, einsamen Reise kehrten seine Gedanken immer wieder auf die Botschaft zurück. Er glaubte zu sehen, wie sie lächelte, aber mit jenem Ausdrucke der Kinderzeit im Auge. Sie hatte die Vergangenheit an die Gegenwart geknüpft, und je mehr er auf die Bedeutung dieser Worte sann, desto mehr schien es ihm, als enthielten sie einen heißen, liebevollen, jungfräulichen Wink, ein Gelübde.

„Sie ist ja noch keine funfzehn Jahre alt — bald werde ich Student sein! es war gut, daß ich reisen mußte!“

Das war der Refrain, so oft seine Gedanken in

diesen Träumereien zum Stillstand kamen. Und während er mit rückwärtsschauendem und vorwärtsstrebendem Sehnen auf der Landstraße dahinzog, während Wagen und Pferde ihn auf einem Umwege an's Ziel zu bringen schienen, freute sich die Mutter, ihn von Emilien getrennt zu haben.

Siebentes Kapitel.

Die Familie, zu welcher Otto um diese Zeit in's Haus kam, wurde für sehr achtbar gehalten und war es auch, hatte aber manche Eigenthümlichkeiten oder Eigenheiten. Die Eigenheit liegt sehr häufig nur in einer Absonderung von Eigenschaften, welche sonst in ihrer Verbindung mit andern verborgen oder gebunden zu sein pflegen, und das Leben in einer solchen Familie kann dieselbe Summe von Bildung enthalten, als in anderen Familien auf derselben Stufe der Entwickelung auf eine andere Weise vertheilt ist. Der Familienvater, François André, stammte von einer eingewanderten französischen Familie her, welche in Westindien Plantagen besessen und sie während des Revolutionskrieges ver=

loren hatte. Er hatte sich während seiner Jugendzeit in Westindien aufgehalten, später Frankreich besucht und mehrere Reisen in Europa gemacht; jetzt lebte er theils von einem bescheidenen Vermögen, theils besorgte er, wie es schien, einige Geschäfte für transatlantische Häuser. Er war kräftig gebaut, ziemlich beleibt, aber doch lebhaft in seinen Bewegungen. Seine Tracht bestand fast immer in einem blauen, zugeknöpften Rocke mit blanken Knöpfen, in einem weißen Halstuche mit einer großen, ziemlich nachlässigen Schleife und in Schuhen mit Schnallen. Wie mittheilend, munter und angenehm er außerhalb des Hauses sein konnte, wußte Otto nicht, im Hause war er immer sehr ernsthaft und zeigte sich nur, wenn zu Mittag gegessen wurde, welches immer in der größten Stille geschah. Otto war schon länger als einen Monat im Hause gewesen, und hatte André's Stimme noch nicht recht gehört, so daß er sich fast schon daran gewöhnt hatte, ihn als einen unvermeidlichen Popanz, welcher sich regelmäßig sehen ließ, zu betrachten. Desto überraschter war er an einem Sonntag-Vormittage, als er allein zu Hause war, durch den Besuch André's, und noch mehr durch den höflichen Ton, mit welchem dieser ihn anredete. Otto war nie hart oder roh behandelt worden; aber in einem solchen Tone hatte noch Niemand mit ihm gesprochen: Es schien, als sei er ein erwach-

sener Mann, und doch waren es nur ganz gewöhnliche Worte.

André fragte ihn, ob es ihm im Hause gefiele, und erkundigte sich, was er zur Schule zu thun habe. Später kam André regelmäßig an jedem Sonntage, sich anfangs auf einige Fragen beschränkend, nach und nach Otto aber in ein Gespräch ziehend. Das Gespräch war immer kurz; ihre Vorstellungen waren zu verschieden, und André war, ungeachtet seiner würdigen und höflichen Haltung, zu ungeduldig, um sich nach jüngeren Geisteskräften richten zu können. Seine Bemerkungen waren sehr häufig allgemeine, auf Menschenkenntniß begründete Sätze; er schien sich aber die Aufgabe gestellt zu haben, dadurch auf Otto's Erziehung einzuwirken. Er wiederholte oft: Man muß généreux sein! Man muß gentil sein! Ein junger Mann muß immer gentil sein! Cavalier vor allem Anderen!"

An einem Sonntag-Vormittag lud er Otto ein, zu ihm hinüber zu kommen, und als sie eingetreten waren, nöthigte er ihn, sich auf dem Sopha zu setzen und bot ihm eine Cigarre an, obgleich er die edle Raucherkunst noch nicht erlernt hatte. Was indeß Otto's Aufmerksamkeit fesselte, waren die Rappiere und Pistolen an der Wand, deren Anblick er unwillkürlich mit den Worten: „Cavalier vor allem Anderen!" verband. André merkte sein Interesse und erbot sich augenblicklich,

ihn das Fechten zu lehren, wurde aber nach einigen Minuten dessen überdrüssig.

„Sie müssen Unterricht bei einem richtigen Fechtmeister nehmen," sagte er, „doch wir haben ja noch Zeit, wir sind noch jung."

Nach Verlauf einiger Zeit war es zur Regel geworden, daß Otto sich an jedem Sonntag-Morgen uneingeladen bei André einfand. Einmal fand er ihn in einer großen Gemüthsbewegung; er war böse auf einen Menschen, welcher ihn kürzlich verlassen hatte.

„Das Rindvieh!" sagte er zu wiederholten Malen, und fügte, sich gegen Otto wendend, hinzu: „Was ich am meisten an uns Dänen auszusetzen habe, ist, daß wir nur an jedem Sonntage ein reines Hemd anziehen! Ich und noch einige Andere machen eine Ausnahme! Aber enfin, wenn man nur an jedem Sonntage ein reines Hemd anzieht, so soll man auch an jedem Sonntage ein reines Hemd anziehn! Das Rindvieh!"

„Hören Sie!" fuhr er fort: „Nur ein Lump zieht nicht an jedem Tage ein feines, reines Hemd an. Gehen Sie mit einer weißen Weste unter einem zugeknöpften Rocke! Gehen Sie in eine Restauration und essen Sie wenig, wenn Sie nicht viel Geld haben, geben Sie aber reichlich Trinkgeld! Sein Sie généreux, sein Sie cavalier! Alle Weisen in der ganzen Welt

können Ihnen keine Regel geben, welche nicht in diesen Worten enthalten wäre!“

„Hören Sie! Ich will Ihnen etwas sagen: Beurtheilen Sie eine jede Hausfrau nach ihrem Tischtuche und jedes junge Mädchen nach ihrem Schnupftuche, so werden Sie sich nie irren! Und lernen Sie eine Octave zu pariren ... sehen Sie, diese Parade ... Der Gegner stößt nach einer Finte von einer tiefen Quarte eine tiefe Terze. Machen Sie sie aber nicht wie ein Fechtmeister, denn dieser ist zu steif, machen Sie dieselbe mit Geist, mit Eleganz, immer mit einem Lächeln, ... man muß ein geborener gentilhomme sein, um sie machen zu können, ... so können Sie durch die ganze Welt kommen und Glück in allen Gesellschaften machen!“

„Aber,“ wandte Otto ein, „in Gesellschaften spricht man doch!“

„Sprechen? Man parirt! Die erste Regel in Gesellschaft ist, immer en garde zu sein! Ein leichtes Handgelenk, ein leichter Fuß, ein sicheres Auge! Sprechen? Das können wir Alle. Ich spreche gut und habe nie sprechen gelernt ... Nun, mein junger Herr, ich übertreibe ein wenig, es wird aber eine Zeit kommen, in welcher Sie mich besser verstehen werden. Die Meisten lernen erst das Pariren, wenn sie in den

letzten Zügen liegen. Höll' und Teufel, sagen sie, so war die Finte, und dann sterben sie."

Gleich von Anfang an hatte Otto instinktmäßig gefühlt, daß er mit Niemandem über die Besuche André's bei ihm sprechen sollte. Es war wirklich eine Familie, in welcher man nicht mit dem Einen über den Anderen sprechen mußte. Frau oder Madame André — damals war der Titel Madame noch ein achtungswerther — war eine dänische Creolin und in ihrer Jugend gewiß hübsch gewesen, jetzt war sie aber steif, ihre kleinen, schwarzen Augen ausgenommen. Diese Augen konnten wechselsweise einen überaus sanften oder einen überaus ungestümen Ausdruck annehmen, und dieselben Augen mit dem entsprechenden leichtbeweglichen, westindischen Charakter hatte ihr Sohn Ferdinand. Das Verhältniß zwischen der Mutter und dem Sohne war vollständig tropisch: bald so glühend heiß, so wechselseitig schmeichelnd, so auf den Händen tragend, daß sie zwei, ihre gegenseitigen Vollkommenheit anerkennenden Engeln glichen; bald brach ein Orkan aus, und in einem solchen Sturme mußte jedes Mal eine der Parteien geknickt werden. Wegen des eigenthümlich Heftigen in ihren Charakteren, welches durch Sohnes- und Muttergefühl vom Alleräußersten zurückgehalten wurde, kam es darauf an, wer während des Aufruhres am ersten zur Selbstbeherrschung kom-

men und kalt werden konnte. Dann kam etwas so Schneidendes und Reizendes, daß es die Gegenpartei nicht länger aushalten konnte. War es die Mutter, so wurde sie ohnmächtig; war es der Sohn, so bekam er Krämpfe. Sobald aber der Sieg errungen war, erweckte derselbe bei dem Sieger die größte Reue und Verzweiflung, und wenn eine solche Scene überstanden war, konnten sie lange Hand in Hand sitzen, und mit Thränen in den Augen und den liebreichsten Worten einander um Verzeihung bitten. Sonderbar war es, daß Madame André sich im ruhigen oder liebevollen Zustande mit Bewunderung über das Talent ihres Sohnes — er war Musiklehrer — aussprach, und mit Vergnügen ihn spielen hören, während sie in den stürmischen Scenen mit einer auffallenden Genauigkeit, jedoch ohne Uebertreibung, ihren Tadel oder ihren Mangel an Achtung vor der Entwickelungsstufe, auf welcher er sich befand, aussprechen konnte. Wurde dieses mit in den Streit hineingezogen und glückte es der Madame André, ihre Fassung zu gewinnen und mit bleichen, bebenden Lippen zu sagen:

„Was sagt Dein Vater zu Deiner Genialität?“ so war Ferdinand geschlagen und bekam Krämpfe.

Wenn man sich an diese Scenen, welche alle acht oder vierzehn Tage vorfielen, gewöhnt hatte, so war es ein ruhiges und freundliches Haus. Otto konnte nicht

umhin, Ferdinand lieb zu gewinnen und sich in seinem Umgange wohl zu fühlen. Obgleich Ferdinand sieben bis acht Jahre älter war, war er doch beinahe eben so kindlich als Otto, war munter und dienstwillig, war beharrlich in seiner Meinung und gab leicht nach, beugte sich mit einer gewissen Scheu vor den Kenntnissen, welche er sich selbst nicht erworben hatte, und vor dem Anstrich eines festen Willens, welchen das Schulleben durch den Zwang und die Regelmäßigkeit, womit es eine Ordnung in der Benutzung der Zeit vorschreibt, geben kann. Ferdinand schien aus zwei Bestandtheilen, Gutmüthigkeit und Unruhe, zusammengesetzt zu sein, und alle Aeußerungen seines Wesens trugen das Gepräge derselben. Er fing damit an, Otto im Generalbaß, welchen er selbst nicht verstand, zu unterrichten und endete damit, ihn die Noten zu lehren. Ein Mal von den wenigen Malen, daß der Vater sich gegen Otto über ihn aussprach, sagte er: „Mein Sohn ist das vollständigste Futteral zu einem Künstler oder Dichter! Ich möchte, Gott verzeihe mir meine Sünden, wirklich wissen, was er in der Welt soll.“ Als Otto sich in Folge dessen mit Wärme und Anhänglichkeit über Ferdinand geäußert hatte, kam der alte André an demselben Tage mit einem ungewöhnlich heiteren Gesichte des Mittags zu Tische; als er aber seine Frau und seinen Sohn sah, wurde es wieder finster, und

als er einen Flecken auf dem Tischtuche entdeckte, stand er mit Ungestüm auf und verließ die Stube. Als er fort war, betrachtete Madame André das Tischtuch mit feurigen Augen, bemerkte den Flecken und schüttete den ganzen Inhalt des Salzfasses auf demselben aus. Es fiel kein Wort, und das Haus ging wieder seinen ungestörten, alltäglichen Gang.

Otto mußte sich jedoch anfangs noch an Mehreres gewöhnen, ehe er in seiner neuen Heimath die Traulichkeit des Alltagslebens zu finden vermochte. An einem der ersten Abende nach seiner Ankunft, zur Theezeit, trat die verheirathete Tochter, offenbar in einer sehr mißmuthigen Stimmung, in's Zimmer. Die Mutter betrachtete sie sehr aufmerksam und Ferdinand fragte:

„Wie ist es mit Deinem Manne?“ —

„Ach, schlecht,“ sagte sie. „Ich will doch einmal sehen, ob nicht bald eine Aenderung eintritt.“ —

„Ja, laß uns dieses!“ rief Ferdinand eifrig und strich einen Theil des Tischtuches schnell bei Seite. Die Schwester, Madame Hillebrandt, eine Frau von ungefähr siebenundzwanzig Jahren und mit einem Gesicht, welches Zeugniß davon abzulegen schien, wie schön die Mutter einst gewesen war, nahm ein Spiel Karten hervor und fing an, dieselben zu legen. Die größte Stille der Andacht herrschte im Zimmer; Otto sah mit gespannter Neugierde zu. Sie nahm mehrere

Male die Karten zusammen und fing von Neuem an; endlich rief sie aber vergnügt:

„Im Hause des Schneiders liegt eine Leiche! Nun denke ich, Hillebrandt wird wohl vernünftig werden.“

„Was für große Augen er macht!“ flüsterte Ferdinand und blinzelte auf Otto zu.

„Glauben Sie nicht an Karten?“ fragte Madame Hillebrandt.

„Nein,“ erwiderte Otto, im Inneren zufrieden darüber, daß er ein stärkerer Geist sei, als die Anderen.

„Es sind auch Narrenspossen,“ erwiderte sie, „es tröstet mich aber doch, wenn ich so niedergeschlagen bin. Mein Gott! was in aller Welt soll man doch thun, wenn man so beklommen ist? Sagen muß ich Ihnen aber doch, wie wunderbar es ist, was man mitunter aus den Karten sehen kann — kommen Sie, ich will Ihnen einmal dieselben legen! Wollen Sie ziehen?“

Sie betrachtete mit Aufmerksamkeit die Karte, welche er gezogen hatte, legte mit feierlicher Langsamkeit die Karten in Reihen, und sah lange darauf hin.

„Oh!“ rief sie plötzlich, „hier ist Herzdame!“

Otto glaubte, daß die Feuerröthe, mit welcher sein Gesicht einen Augenblick übergossen war, unbemerkt geblieben sei. Sie setzte sogleich hinzu: „Und sie ist jung, und sie ist schön! Und sehen Sie, wie die ganze Karte von Herz liebreich zwischen ihnen liegt!

Hier ist aber ein langer Weg, und hier ist ein Wasser — mehr kann ich heute Abend nicht sehen — — glauben Sie nun, daß die Karten die Wahrheit sagen können?“

Otto räumte es ein, betreten, aber auch zufrieden gestellt, gekitzelt dadurch, daß seine Liebe, wie eine ernsthafte Sache, mit Achtung behandelt wurde.

„Sagte ich es nicht gleich, liebe Mutter,“ sagte Ferdinand. „Sagte ich nicht, als Herr Kroyer hier mit Otto gewesen war, und mit Dir gesprochen hatte, sagte ich nicht, daß dieser junge Mann etwas Ungewöhnliches an sich und Etwas auf dem Herzen habe? Sagte ich es nicht, Mutter?“

„Ja,“ erwiderte Madame André.

„Sie müssen mir mehr erzählen, Sie müssen mich zum Vertrauten Ihrer Liebe machen!“ rief Ferdinand.

Es lag aber etwas Jungfräuliches im Gefühle Otto's, und er konnte es nicht so Preis geben.

„Er fragte: Was ist es aber mit dem Schneider, welcher da sterben soll?“

„Ach, das ist eine weitläufige und langweilige Geschichte,“ sagte Madame Hillebrandt. „Mein Mann ist Malermeister, Sie sollen schon sehen, welchen guten und schönen Mann ich habe. Er hatte aber die Idee, daß er eigentlich zu einem Kunstmaler berufen sei, und

Gott weiß, noch als wir verlobt waren, malte er Portraits von uns hier im Hause; Sie sollen dieselben sehen, wie hübsch sie sind. Erst hatte er die Akademie besucht; sein Vater war aber ein harter Mann und so mußte er in die Lehre. Sie können mir es glauben, daß ich meine blutigen Thränen geweint habe," — fügte sie weinend hinzu, — „als er mir erzählte, wie er gebettelt und gebeten hatte. Wer weiß aber, wozu dies gut war! Wäre er Künstler und Professor geworden, so hätte er vielleicht ein vornehmes Mädchen geheirathet, welches nicht so viel von ihm gehalten hätte, wie ich. Hört man ihn aber von einem neuen Gemälde, welches Glück gemacht, oder Gott weiß wovon sprechen, so wird er trübsinnig. Dies würde sich aber schon geben; aber nun ist da ein Schneider, ein alter Schulkamerad von ihm, welcher eine Wohnung uns gegenüber bezogen hat. Dieser hat vornehme Grillen, weil seine Familie reich geworden ist und große Bälle giebt, zu welchen sie ihn nicht mit einladet, und nun ist er mitunter ganz unregierlich. Wenn es nun Hillebrandt recht zu packen bekommen hat, so ist er gar kein Mensch mehr, so darf Niemand ihm von der Werkstatt und von Kunden reden, und dann legt er sich in's Bett und steht ganze Wochen lang nicht wieder auf. Sonst ist er der herzensbeste und strebsamste Mann von der Welt. Aber der Vater hat auch so einige Eigenheiten, und so wie der Vater

ist, ist ja auch immer der Schwiegersohn. — So, nun wissen Sie meine ganze Geschichte."

Ferdinand hatte sich an's Clavier gesetzt und fing an, einen Walzer zu spielen. „Können Sie tanzen?" fragte sie Otto. „Nun, das ist ja schön! seien Sie so gut und engagiren Sie mich."

Sie wurde während des Tanzes größer und erhielt mehr Anstand; Otto fühlte die leichten, sicheren Bewegungen. Als sie inne hielten, sagte sie: „Sie tanzen sehr ordentlich, aber Sie führen Ihre Dame nicht gut. Sie haben gute Anlagen, und ich werde Ihnen Unterricht geben. Wenn Hillebrandt wieder gesund wird, wollen wir tanzen!"

Sie setzte sich hin zur Mutter und sagte halbleise: „Er wird noch manches Mädchen zum Weinen bringen."

Otto, welcher sich am andern Ende des Zimmers befand, aber doch diese Worte auffing, wurde unwillkürlich von einem Gefühl freudigen Stolzes durchzuckt, obgleich, wenn er recht darüber nachgedacht hätte, er es eben nicht gut oder schön gefunden haben würde, Leute zum Weinen zu bringen.

Jedes Mal, wenn Otto vom älterlichen Hause gekommen war und was da auch vorgefallen sein mochte, hatte er eine heftige Sehnsucht nach der Heimath empfunden; es war nicht nur ein Vermissen bestimmter Sachen und bestimmter Personen, sondern jenes tiefe,

unergründliche Gefühl, welches besonders Kinder auf eine so ruhige und rührende Weise leiden und bekämpfen können: das Heimweh. Dies trug nun ebenfalls dazu bei, ihn in der sonstigen Regsamkeit des Hauses zu stören; nach und nach legte sich aber diese Gährung, und er fühlte sich traulich angezogen und oft von der Familie aufgemuntert.

Wenn man des Abends bei'm Thee saß, war es das größte Vergnügen für Madame André, wenn sie Gelegenheit fand, zu erzählen von Westindien, von ihrer Jugend in diesem glücklichen Klima, von dem Reichthume, welcher sie dort umgeben hatte, von den schwarzen und braunen Sclavinnen, welche ihren geringsten Winken gehorcht hatten, oder von der Natur, der durchsichtigen, heißen, blauen Luft, den Wolken, den duftenden, kühlenden Abenden mit ihren leuchtenden Insekten. Sie schilderte es als etwas Unermeßliches, als eine untergegangene Sagenwelt, als ein in Dämmerung begrabenes unbeschreiblich strahlendes Paradies, wo Land und Meer für ein feineres, edleres Menschengeschlecht als dasjenige in Europa und im Norden, geschaffen schien, wo das gelbe Feld statt des Kornes Zuckerrohr und Ingwer mit purpurrothen und gelben Blättern trug, wo das Unkraut aus Cactus bestand; wo sogar das kleine Stück Land des schwarzen Sclaven vom Kaffeebaume und seinen feinen rothen Blüthen

prangte, wo statt der Aepfel, Ananas, statt der Schlingpflanzen, Vanille waren, wo Gurken auf dem Papagaybaume wuchsen, wo zwischen den klafterlangen, hellgrünen Blättern des schnell aufschießenden Pisangbaumes die Blüthen der Bananen, von einem rosenfarbigen Blatte bedeckt, herabhingen, wo statt der Weiden Kokospalmen und Granatbäume standen, wo Colibris und Papagayen statt der Sperlinge auf den Bäumen hüpften, wo sogar im Schlamme Schildkröten statt Krabben waren. Wenn sie von dergleichen sprach, hatte sie ein besonderes Talent, Alles in Unordnung zu bringen. Das Nähzeug gerieth zwischen die Theetassen auf dem Tische, der Brodkorb kam hinab auf's Sopha, Strickzeug und Lappen von Seiden- oder Baumwollenzeug schienen aus der Schieblade des Tisches hervorzukommen und sich um sie her auszubreiten, die Lampe brannte zu hoch und qualmte, oder war dem Verlöschen nahe, während sie rastlos nach dem Einen oder dem Andern griff, in der Absicht, thätig zu sein, aber ohne sich mit etwas Anderem beschäftigen zu können, als mit ihrer Phantasie und Erinnerung. Aber die strahlenden Gegenden, welche sie schilderte, standen um so viel wunderbarer vor der Einbildungskraft der Zuhörer.

Otto fragte nie, warum sie denn nicht mehr dort sei. Dieses Dunkel gehörte zu der Schilderung, stand in geheimnißvoller Verbindung mit seinem Wissen:

daß der Garten Eden verschlossen sei. Es schien ihm aber zugleich, daß derselbe offen stehe, daß es möglich sei, dahin zu kommen; denn alles Dieses war ja doch irgendwo.

Zu anderen Zeiten erzählte sie von ihren Freunden und Feinden jenseits des Meeres; ihre Gefühle hatten nicht auf mathematische Weise mit der Entfernung im Raume und in der Zeit abgenommen. Ihre kleinen Augen funkelten bei dem Gedanken an eine Pflanzerfamilie, und plötzlich, als sie von dem Unglücke erzählte, welches diese Familie, namentlich durch den bemitleidenswerthen Tod des Mannes, betroffen hatte, zitterten ihre Lippen und die Thränen rollten ihre Wangen hinab — sie konnte noch über diejenigen weinen, welche sie am meisten gehaßt und wahrscheinlich am meisten geliebt hatte.

Dieses Weinen war aber nicht von der wohlthuenden Art. Dann erzählte sie von den wilden Stürmen, von den Erdbeben, von Weißen und Schwarzen, welche von Ungeheuern verschlungen waren, von ihrer Angst vor den geheimnißvollen Festen der Schwarzen, und wenn man daraus hätte annehmen sollen, daß sie gern von dort weggegangen wäre, so erzählte sie wieder so traurig ihren letzten Tag, den Abschied von ihrer verheiratheten Schwester und den Kindern, von dem Augenblicke, als der letzte Schimmer des Landes am Hori=

zonte verschwand, daß Otto eben so beklommen wurde, wie er gewesen war, als er von Napoleon in Fontainebleau oder auf St. Helena gelesen hatte.

Sie erzählte nicht sehr regelmäßig, machte eigenthümliche Sprünge von dem Einen zum Anderen, kannte die Namen der Blumen und Thiere nicht, weil sie einen allgemeinen Eindruck empfunden, aber Nichts auf eine unterscheidende Weise kennen gelernt hatte — bisweilen wiederholte sie auch ihre eigenen Geschichten. Sie fesselte aber immer, weil in dem Augenblicke, in welchem sie erzählte, ein dunkles, feuriges Leben zugegen war.

Otto schöpfte eine bunte Menge von Vorstellungen aus ihren Beschreibungen, aus André's Lebensphilosophie und kurzen Bemerkungen, aus Madame Hillebrandt's Prophezeiungskunst und Ferdinand's Einfällen, Klagen, Anekdoten und Plänen für die Zukunft. Es beschäftigte ihn aber, und während seine Gedanken zur Reife gediehen, ward er gewissermaßen mehr zum Kinde.

Nach und nach vermochte Ferdinand ihn, von Emilien zu sprechen, erst in wenigen Worten, dann in längeren Beschreibungen, bis er endlich ihren Namen sagte. Er bemerkte, daß Ferdinand kein verschwiegener Vertrauter war; das Liebesverhältniß wurde aber sowohl von der Mutter als von der Tochter mit Interesse

betrachtet und durch das häufige Besprechen verlor es, wenn auch nicht seine ganze Macht über ihn, doch an Deutlichkeit und Bestimmtheit als sein ausschließliches, heimliches Eigenthum.

Eine Menge anderer Angelegenheiten kamen jetzt auch hinzu und nahmen seine Aufmerksamkeit und seine Geisteskräfte in Anspruch. In jenem Alter haben die geistigen Interessen, wenn sie angeregt sind und mit Vernunft geleitet werden, einen vorherrschenden Einfluß; in der Kindheit ist man vielleicht fähiger, als im fünfzehnten oder sechszehnten Jahre, eine tiefe Anhänglichkeit oder Liebe zu fühlen. Dieses scheint auch in dem Aeußeren angedeutet; denn während im Kinde Etwas so Zärtliches, Anmuthiges und Harmonisches liegt, daß man wünschen möchte, es könne immer so bleiben, während man in dem schuldlosen, liebevollen Kindesalter das menschliche Ideal gefunden hat, liegt im halberwachsenen Jüngling etwas Unharmonisches, Scharfes, welches nicht den Wunsch nach einem Stillstand hervorruft, und Aehnliches findet bei der halberwachsenen Jungfrau statt.

Man hatte mit der Einsegnung Otto's so lange gezögert, daß sie ganz vergessen zu sein schien, und erst um diese Zeit erhielt er Unterricht bei'm Prediger. Der Gedanke, den jungen Menschen in einem Alter, ehe sich die Leidenschaften einfinden, und während noch

das Gemüth für frisch und naiv gehalten werden muß, seinen Taufbund mit freiwilliger und selbstständiger Erkenntniß bekräftigen zu lassen, ist eben so schön, als er — ausgenommen etwa in sehr innig gläubigen Zeiträumen der menschlichen Geschichte — schwer zu verwirklichen ist. Man hat die Einrichtung getroffen, daß eine Menge halberwachsener Menschen sich versammeln zum Religionsunterrichte bei einem Priester, bei einem geistlichen Beamten, welcher viele Geschäfte hat, die Einzelnen, welche er vor sich hat, wenig kennt und sehr wenig Talent besitzt, auf die Jugend einzuwirken. Diese Jugend hat nur wenig Lebenserfahrung, durch welche die tiefe Bedeutung der Sätze der Religion, als den Ansprüchen und Bewegungen des Lebens genau entsprechend, einleuchtend gemacht werden könnte; einige Kenntnisse vom Leben sind aber doch immer vorhanden und die Schwierigkeit liegt nun darin, diese zu benutzen und nicht die Schrift nur durch die Schrift zu beweisen, mögliche Bedenklichkeiten vermittelst eines absoluten Gebotes hinwegzuräumen und Gott dem Menschen gegenüber als einen Befehlshaber darzustellen. Die jungen Mädchen, welche sich mit mehr Naivetät und Andacht einfinden als die Knaben, fassen die Sache auf ihre Weise auf und erblicken im Prediger, welcher die heiligen Worte zu ihnen spricht, den Vertreter derselben; für manches liebevolle weibliche Gemüth ist

der Priester der erste stille, andachtsvolle Gegenstand der Liebe gewesen, und Manchen hat in späterer Zeit die Persönlichkeit des Priesters wie ein zweites Gewissen vorgeschwebt, während die von ihm gesprochenen Worte als ein todter Schatz dalagen, als Etwas, was nicht vollkommen in's Bewußtsein übergegangen war. — Otto ergriff anfangs diesen neuen Unterricht mit Begierde; die übernatürlichen Wahrheiten, welche ihm auf's Neue vorgeführt wurden, sprachen seine Phantasie und sein Gemüth an, und erweckten bei ihm ein heftiges Verlangen nach Erkenntniß. Nach ganz kurzer Zeit stieß dieses Trachten nach Erkenntniß auf ein Hinderniß: die Wahrheiten standen wie ein Stein da. Er war zu jung, zu wenig ausgebildet, um sich das peinliche Gefühl, welches ihn zuweilen ergriff, erklären zu können; das rege gemachte Verlangen zog sich zurück und er lernte die Religion auswendig, wie eine Lection. Die Einsegnung wurde eine freudenvolle Ceremonie, weil sein Vater bei derselben zugegen war.

Um diese Zeit wurde in einigen Kopenhagener Schulen ein neuer Lehrgegenstand, die Physik, eingeführt, welcher gleich bei den aufgeweckteren Schülern vielen Anklang fand. Der Grund dazu lag nicht allein in dem Interesse, welches diese Wissenschaft hervorruft, wenn man durch einigen Fleiß über die ersten Schwierigkeiten derselben hinaus gekommen ist, sondern auch

darin, weil bei dem Unterrichte in dieser Wissenschaft eine andere Methode angewendet wird, als bei den übrigen Lehrgegenständen. Es war kein bloßes Auswendiglernen und abstractes Wissen, sondern eine unterhaltende und belehrende Beschäftigung mit wirklichen, handgreiflichen Dingen. Das Leben, wie es ging und stand, wurde in die Schule hineingezogen, alltägliche Gegenstände erhielten eine neue Bedeutung, einen Platz in der Wissenschaft, und diese Wissenschaft ordnete zuweilen die werthvollen Gegenstände des Lebens auf eine ganz eigenthümliche Weise, hatte eine ganz eigene Rangordnung. Das Katzenfell, der Diamant und der Schwefel standen in Rücksicht auf die Electricität in Reih' und Glied; Wasser, Eisen und Luft wurden pfundweise gemessen; Eisen brannte im Feuchten; das Wasser war kein Element, sondern bestand aus zwei Luftarten, von denen die eine brannte und die andere den Brand nährte, und höchst merkwürdig war es anzusehen, wie erhitztes Eisen in dieser Luft lichterloh brannte; die Oberfläche des geschmolzenen Bleies, welche bei'm Gießen der Armbrustkugeln und Zinnsoldaten immer so hinderlich gewesen war, war keine Asche aus dem Schornsteine, sondern die wissenschaftliche Verbindung des Bleies mit dem Sauerstoffe; das Weiße an den Pflaumen, welches man für Zucker gehalten hatte, bestand aus Thieren u. dgl. m. Alles bewegte, ver=

änderte sich nach der Vorschrift eines bestimmten Gesetzes, und jedes Experiment fiel genau so aus, wie das Gesetz es vorschrieb. Eine Zeit lang war nach Otto's Meinung das Quecksilber das köstlichste von allen Metallen der Erde; denn es ließ sich, nachdem es einer gewissen Operation unterworfen gewesen war, mit alleiniger Hülfe eines Kolbens und einer Retorte, Sauerstoff oder Feuerluft aus demselben kochen. Aber auch ohnedies war seine Einbildungskraft beständig mit dem Quecksilber beschäftigt, weil es zur Anfertigung der Thermometer und Barometer diente. Als er endlich sich ein Thermometer hatte kaufen können, befriedigte ihn dieses nicht; er wollte selbst das Experiment, das Quecksilber in die Kugel hineinzubringen und die Röhre zuzuschmelzen, ausführen, wobei er sich unzählige Male die Finger verbrannte, ohne die Aufgabe zu lösen, und selbst, wenn er sie gelöset hätte, würde es nicht das Verlangte gewesen sein. Was ihn bewegte, war ein wunderbares Sehnen nach dem inneren Naturleben, nach der geheimnißvollen Vernunft und dem geheimnißvollen Willen, welchen die leblosen Sachen zu haben schienen. So wie der Unterricht fortschritt, wechselte er seine Lieblingsgegenstände; endlich konnte er aber seine Begeisterung nicht mehr verschweigen, sondern eines Tages rief er Madame André zu: „Ich kann einen Baum machen!“

„Einen Baum machen? Welchen Baum?“ fragte Madame André.

„Einen künstlichen Baum!“

„Das kann ich auch! Ich kann Fastnachtruthen machen und meine Tochter versteht es, Blumen zu nähen!“

„Oh, nichts weiter als dieses, Madame André! So haben Sie ja jedes Stück des Baumes oder der Blume im Vorwege; nein, ich kann einen Baum aus Nichts oder aus so gut als Nichts machen.“

„Das möchte ich doch sehen,“ sagte Madame André. Ferdinand kam auch hinzu und hörte, wovon gesprochen wurde und war eben so neugierig.

Otto hatte sich etwas salpetersaures Silber verschafft, goß etwas lauwarmes Wasser darauf, steckte einen kupfernen Draht nebst ein paar Querstielen hinein und bat Madame André, das Glas selbst zuzubinden.

Am nächsten Morgen führte er sie zu demselben hin — da stand wirklich ein Baum, eine knorrige Eiche mit dickem Stamm und einigen Zweigen, mit Silberrinde und feinen Silberblättern.

Madame André blickte mit weit aufgerissenen Augen hin und sagte darauf in einem tiefen, geheimnißvollen Tone: „Ich habe eines Nachts gesehen, wie die Neger aus einem abgehauenen Baumstumpf einen blühenden Granatbaum hervorbrachten, indem

sie in ihren Körper schnitten und ihr eigenes, warmes Blut auf denselben tröpfelten.“

Jetzt war die Reihe an Otto, zu erstaunen und zu zittern; nachdem aber der erste unbehagliche Eindruck vorüber war, fühlte er einen innerlichen Unwillen darüber, daß die nächtliche Zauberei seinem schönen Silberbaum zur Seite stehen sollte, und er fragte zuletzt den Physiklehrer, ob dieß glaublich sei. Der Lehrer wurde vergnügt über den Eifer, welchen er zeigte, und verwandte fast die ganze Stunde darauf, ihm zu zeigen, wie Alles in der Natur unveränderlichen Gesetzen folgt, wie kein Organismus Etwas hervorbringt, was auf eine andere Weise oder in einer anderen Gestalt in denselben hineingebracht worden sei, wie das Wachsthum der Bäume, die Bildung ihrer Blätter und Blüthen von bestimmten Stoffen in der Erde, dem Wasser und der Luft, welche sie aufnehmen und verarbeiten, herrühren u. s. w.

„Aber!“ rief ein Knabe, „der Stab Aarons, welcher in's Tabernakel hineingelegt wurde, bekam in einer Nacht Blüthen und Mandeln!“

„Und Jesus verwandelte auf der Hochzeit zu Cana das Wasser in Wein!“ rief ein Anderer.

Der überraschte und verlegene Lehrer entgegnete schnell: „Ja, das war in einer Zeit, als die Physik noch nicht erfunden war!“ Da er aber augenblicklich

die Unzulänglichkeit seiner Worte einsah, brach er ab, verbot alle weitere Fragen und hielt sich strenge an die Lection des Tages.

Am Abend war Madame Hillebrandt zu Hause, legte die Karten und prophezeiete Otto, daß sein Vater bald kommen würde.

„So ist da ein Brief gewesen!“ äußerte Otto.

„Ja, das ist es auch,“ antwortete sie gutmüthig; „nun können Sie bald eben so gut wahrsagen, als ich.“

Kroyer kam wirklich, verhehlte aber vor Otto die Veranlassung zu seiner Reise. Er litt an einer gefährlichen Krankheit und war gekommen, um sich bei den Kopenhagener Aerzten Raths zu erholen. Otto begleitete ihn eines Abends nach einer Stelle hin und wartete vor der Thür, bis der Vater herab kam, ohne zu wissen, welchen Besuch dieser abgelegt hatte. Auf dem Rückwege ergriff Kroyer den Arm seines Sohnes und stützte sich auf denselben. Otto freute sich über dieses — wie er es auslegte — Zeichen von liebevollem väterlichem Vertrauen und wußte nicht, daß es beinahe die Stelle des letzten Händedrucks seines Vaters vertrat. Am folgenden Tage, als der Vater abreisen sollte, wollte Otto aus der Schule bleiben, um ihn an den Wagen zu begleiten; der Vater wollte es aber nicht. Um die Mitte des Vormittags wurde aber die Classenthür geöffnet und in derselben stand der Vater,

sehr bleich, und bat den Lehrer, ob Otto nicht einen Augenblick herauskommen dürfe. Draußen im Corridor umarmte der Vater ihn und sagte: „Werde ein geschickter und ehrlicher Mensch!" Als Otto wieder in der Classe war und die Schulpforte zuschlagen hörte, wurde er plötzlich von einer erdrückenden zärtlichen Angst ergriffen; wenn nicht der unwillkürliche Schulzwang ihn zurückgehalten hätte, würde er dem Vater nachgeeilt sein. So aber blieb er sitzen und gerieth in einen Zustand, welcher an Verzweiflung gränzte. Endlich konnte er sich nicht länger beherrschen, sondern beugte sich über den Tisch und weinte Thränen der Angst, der Sehnsucht und der Liebe. Niemand störte ihn, der Lehrer verlangte keine Aufmerksamkeit von ihm, keiner von seinen Schulkameraden redete ihn an; es war als ob Alle den Todesabschied gefühlt hätten.

Nur kurze Zeit darnach kam die Nachricht vom Hinscheiden des Vaters.

Der Gram trug dazu bei, ihn noch inniger an die Schule zu knüpfen. Es kam ihm vor, als sei das Schulzimmer geheiligt worden durch den letzten Blick seines Vaters, dadurch daß das bleiche Antlitz desselben sich in der Thür gezeigt hatte und dadurch, daß dessen Stimme in diesem Raume erschollen war. Der Vater schien noch an dieser Stelle zugegen zu sein, und in dieser frommen Illusion spannte er alle seine Kräfte

an, um das vom Vater ihm vorgesteckte Ziel: „Werde ein geschickter und ehrlicher Mensch“ zu erreichen.

Es liegt indeß einmal in der Natur der Jugend, daß sie nicht lange bei den Todten verweilen kann. Als die Ferien herankamen, hatte sich sein Kummer schon bedeutend gelegt, und Otto bereitete sich in Gedanken darauf vor, nach Hause zu reisen. Er erhielt aber einen Brief von seiner Mutter, in welchem sie ihm mittheilte, daß sie nach Kopenhagen kommen werde, weil sie daselbst Geschäftssachen zu ordnen habe.

Bisweilen macht das äußere Zeichen einer vorgefallenen, halb vergessenen Begebenheit einen Eindruck, als hätte dieselbe sich auf's Neue zugetragen oder wäre in einer neuen Bedeutung erschienen. Ein schneidender Schmerz, ein tiefes Gefühl der Verlassenheit seiner Familie ergriff Otto beim Anblick seiner schwarzgekleideten Mutter und seines ebenfalls schwarzgekleideten kleinen Bruders, welchen sie bei sich hatte. „Armes Kind!“ jammerte es in seinem Innern, als er die Hand des Bruders erfaßte, und er gab sich so vollständig dem Mitgefühl für die Anderen hin, daß er vergaß, daß dieselben Worte auch auf ihn angewendet werden konnten.

Demohngeachtet sollte diese Stimmung, so wahr und stark sie auch war, nicht von langer Dauer sein. Das Wesen der Mutter, in welchem immer eine ge-

sunde Kraft abgeprägt gewesen war, in welchem Ernst mit Laune gemischt war, hatte eine Veränderung erlitten; es hatte etwas Strenges angenommen, welches der Empfindung Otto's sogar als etwas Hartes erschien. Wie es bei Leuten, welche einen starken Seelenkampf siegreich bestanden haben, oft der Fall ist, verlangte auch sie, daß alle Anderen das Leben auf dieselbe Weise nehmen sollten, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob dieses möglich sei, oder ob die Verhältnisse dieselben waren. Ihr Sinn hatte sich von dem Weltlichen abgewendet, und wenn auch ihre tiefe mütterliche Liebe mit der plötzlichen kindlichen Lebensfreude Nachsicht hatte, mußte sie dieselbe doch immer dadurch niederdrücken, daß sie die Gedanken auf Angelegenheiten richten wollte, welche ihr als die nothwendigsten erschienen. Es konnte sich mitunter treffen, daß ein Ausbruch des Frohsinns, der Freude, wieder mit den Seinigen beisammen zn sein, mit der Mutter und dem Bruder auf der Straße zu gehen und ihnen etwas Neues zeigen zu können, auf eine Hinweisung auf den Tod des Vaters stieß, und in einer solchen Zurechtsetzung fand Otto, ohne eigentlich zu wissen warum, eine Ungerechtigkeit. Die Mutter glaubte, es fehle Otto an Gefühl, und jede Hindeutung darauf entfernte in der Wirklichkeit sein Gefühl von ihr; ein Gespräch zwischen ihnen, eine erschöpfende Untersuchung, wie es eigentlich um

sie beide stand, war unmöglich, und das Schweigen errichtet oft zwischen den Menschen eine Schranke, unendlich kleine Dinge baut es auf einander und führt eine Mauer auf, welche später schwer zu durchbrechen ist.

Erst als die Trennungsstunde schlug, wurden Beide für einen Augenblick voll Liebe und schmerzlich berührt zu einander hingezogen; nachdem die Mutter abgereis't war, hatte Otto aber doch ein Gefühl, als sei ein schwarzer Schleier vor der Welt hinweggezogen.

Es war ein schwerer, betrübter Zustand, welcher ohne das Einschreiten des alten André eine lange, niederdrückende Wirkung ausgeübt haben würde. André war entweder durch die Umstände bei Seite gedrängt oder freiwillig in den Hintergrund getreten, während Otto seinen Kummer zu tragen hatte. Am ersten Sonntage nach der Abreise der Mutter kam er indeß früh zu Otto in's Zimmer und sagte zu ihm: „Wir müssen frische Luft, wir müssen viel frische Luft haben! Wir wollen eine Fußreise machen, und wollen Hillebrandt mitnehmen, was meinen Sie?“

Sie gingen zu Hillebrandt, welcher die Einladung für eine große Ehre ansah, und machten sich zu Fuße nach dem Osterthore, wo sie einen Wagen mietheten und nach Charlottenlund fuhren.

Es war ein heiterer Sommer-Vormittag, die Sonnenstrahlen spielten munter zwischen den Schatten

der Bäume, und eine schwache Brise wehte belebend herein vom blauen Sunde. Nachdem sie ein wenig in den Gängen umherspaziert waren, gingen sie in ein Zelt, um zu frühstücken. Hier saßen zwei junge Leute bei'm Frühstück und waren zugleich damit beschäftigt, dem Aufwartungsmädchen den Hof zu machen, hatten jedoch beide Geschäfte bald beendet. Als sie fort waren, sagte André, welcher die ganze Zeit hindurch mit Händen und Füßen eine innere Unruhe zu erkennen gegeben hatte:

„So! Nun sind wir endlich frei von ihnen! Hören Sie, ich möchte, ich weiß nicht was, darum geben, wenn ich diese beiden Herren nur eine Stunde hindurch tüchtig durchprügeln könnte, insbesondere den Einen! Sahen Sie es? Erst machte er dem Mädchen die Cour; dann wollte er sich doch ein Ansehen geben, und warf ihr das Trinkgeld zu! Oh! Das Rindvieh! Die Canaille!"

Hillebrandt winkte und blinkte so viel, als es die Ehrerbietigkeit zuließ, um anzudeuten, daß diese Rede sich nicht für Otto's Ohren eigne.

„Ich verstehe Ihre Blicke, Hillebrandt; aber ich halte es für unvernünftig von Eltern und Vormündern, wenn sie vor angehenden jungen Männern nicht von den Dingen dieser Welt sprechen. Ein Beutel voll

mütterlicher Moral und Bibelsprüche helfen nicht, wenn es zu einer Probe mit Fleisch und Blut kommt. Ich sage es und der selige Vater des jungen Herrn Kroyer mag es gern hören. So wie er einmal einem Mädchen, welchem er die Cour gemacht hat, Geld zuwirft, ist er ein Rindvieh, eine Canaille. Sie können einen jungen Mann nicht vom Cour-Machen abhalten, Hillebrandt; das können Sie nicht; er soll auch, hol' mich der Teufel, die Cour machen, er soll aber Cavalier sein! er soll aber gentil sein! er soll seine weiße Weste nicht besudeln!"

„So muß er sich in einem Alter von zwanzig Jahren verheirathen," sagte Hillebrandt halbleise.

„Meinethalben mag er sich morgenden Tages verheirathen! Wahr ist es und bleibt wahr! Fiat justitia, pereat mundus! Kommen Sie, lassen Sie uns gehen! Lassen Sie uns draußen spazieren gehen ... das heißt, wenn die Herren nichts dagegen haben, denn ich kann auch noch gern sitzen bleiben."

„Hören Sie," fuhr André fort, als sie draußen waren, „der Mensch schien ein netter Mensch zu sein, und morgen können Sie ihn vielleicht in einer netten Gesellschaft und nichts an ihm auszusetzen finden. So ist aber die Erziehung hier zu Lande! Und wissen Sie, worin der Fehler steckt! Derjenige, welcher in der Brei-

tenstraße*) höflich ist, kann gut in der kleinen Königsstraße grob sein; man ist nie sicher davor. Vor einiger Zeit war Gesellschaft und Tanz bei einem Bürger, welcher Viele von den feinen jungen Herren in der Stadt kennt; er hatte sie eingeladen; die weiblichen Bekannten der Familie, die Balldamen, waren aber ziemlich unbedeutende, wenn auch ordentliche und nette Mädchen. Die feinen Herren fanden hier nun keine ihres Gleichen, weshalb sie keinen Respect fühlten und sich zuletzt benahmen, als wären sie in einem cabaret, einer Kneipe. Es fiel Keinem von ihnen ein, daß er dadurch, daß er den Wirth und seine Gäste kränkte, sich selbst herabwürdigte. Man ist kein Cavalier, man ist nicht gentil!"

„Was nützt dann die weiße Weste?" fragte Otto schalkhaft. „Denn wahrscheinlich trugen sie eine weiße Weste?"

„Die weiße Weste nützt zu nichts, wenn sie nur zum Staat getragen wird," erwiderte André sehr ernsthaft. —

Otto bemerkte nicht sogleich, daß André sich durch

---

*) Zwei Straßen in Kopenhagen, nur durch den Königs-Neumarkt von einander getrennt. In der „Breitenstraße" wohnt die elegante Welt, in der „kleinen Königsstraße" dagegen fast nur die niedere Volksklasse.

diesen kleinen Scherz beleidigt fühlte; später wurde es ihm aber klar, daß André minder herzlich, wenn gleich eben so wohlwollend und höflich als früher war.

Sie kamen bei Grondal*) an und blieben zwischen den Bäumen stehen, um ein paar Familien zu betrachten, welche sich wahrscheinlich zu einer Lusttour nach dem Gehölz vereinigt hatten und sich jetzt mit Schaukeln, Spielen und Tanzen unterhielten. Es waren viele Kinder dabei, welche fast Alle weiß gekleidet waren, was sich im grünen Walde hübsch ausnahm.

André betrachtete sie mit stillem Vergnügen, Hillebrandt legte sich nieder, nahm ein Stück Papier hervor und fing an zu zeichnen; Otto sah zu und verglich die Wirklichkeit mit dem Bilde, so wie es allmählig zum Vorschein kam.

Auch André fing nach einer Weile an, die Zeichnung in Augenschein zu nehmen und sagte dann:

„Nun wollen wir, wenn es Ihnen so gefällig ist, nach Bellevue hinaufgehen und ein Glas darauf leeren, daß Sie Malermeister geworden sind, Hillebrandt!“

Bei diesen Worten war es, als würde Hillebrandt's Gesicht von den Wolken der Nacht umdüstert.

*) Ein Restaurateur.

„Ist denn die Zeichnung so schlecht?“ fragte er endlich mit einem unterdrückten Seufzer.

„Schlecht! Die Zeichnung? Das habe ich nicht gesagt, mein lieber Hillebrandt, mein braver Schwiegersohn! Sehen Sie aber, während ich hier gestanden und Jugend eingesogen habe und um ein ganzes Jahr jünger geworden bin, haben Sie dort gelegen und die Jugend zu Papiere gebracht. Künstler und Dichter und alles Dergleichen, scheinen mir Destillationsapparate zu sein, in denen Alles hinein- und wieder herauskommt; das Beste geben sie Anderen! Sagen Sie mir aufrichtig, ist es nicht besser, ein Kind zu sein, wie jenes dort mit den rothen Schuhen, als ein Künstler, welcher dasselbe zeichnet? Ist es nicht besser, ein Handwerker zu sein, welcher am Sonntage in's Freie geht und frische Luft zwischen den Bäumen einathmet, als ein Künstler, welcher darauf speculirt, welcher Baum und welches Blatt dem Publikum am besten gefallen würde?“

Diese Worte machten einen belebenden Eindruck auf Hillebrandt. Als sie ihre Wanderung fortsetzten, sah er sich munter im Walde um, seine von einer Bürde befreite Brust erweiterte sich, und endlich stimmte er einen fröhlichen Gesang an.

In diesen stimmten André und Otto ein und die drei vergnügten Wanderer kamen in Bellevue an.

Achtes Kapitel.

Während aller dieser Erlebnisse hatte der Gedanke an Emilien, wenn auch unbestimmt, in Otto's Bewußtsein geruht; sie war zu einer Vorstellung ohne Lebensfülle geworden, und nicht das Ziel eines starken Sehnens oder lebendiger Gefühle; Alles, was sich an sie knüpfte, war ein belebender, flüchtiger Sonnenstrahl. Er hatte irgendwo eine Freude, einen Reichthum niedergelegt; dieser Schatz glich aber der schlummernden Prinzessin im Mährchen; sie war von Marmor, und der Zauberstab, welcher sie erwecken konnte, war nicht gefunden. Ferdinand fuhr beständig fort, von ihr zu sprechen und Otto zum Sprechen zu bringen; dadurch aber, daß dieser so häufig und fast wider seinen Willen sprechen und sein Verhältniß für einen Zuhörer angenehm machen sollte, welcher immer mehr und mehr

verlangte, wurde das Bild nur verflüchtigt. Hätte Otto nur auf sein eigenes Innere geachtet, so würde er bemerkt haben, daß er nach und nach ein ganz anderes Bild von Emilien hervorgebracht hatte, als das wirkliche, ein sehr ähnliches Bild, aber geschmeichelt.

Mit Ferdinand fiel dagegen eine entgegengesetzte Veränderung vor. Er hörte so viel und so lebhaft von Emilien reden, daß er zuletzt sie zu kennen glaubte, und nahe daran war, seine und Otto's Kindheit zu verwechseln. Ihr Bild erhielt in seinem Bewußtsein immer mehr Wirklichkeit, und er gab sich genug Mühe, um sich eine ganz deutliche Vorstellung von ihr zu verschaffen. Gingen sie zusammen spazieren und begegneten jungen, hübschen Damen, so fragte Ferdinand: „Sieht sie Emilien ähnlich?“ — und Otto fand mitunter wohl eine Aehnlichkeit, war aber natürlicherweise immer der Meinung, daß sie keinen Vergleich aushalten könne, und mußte dann von Neuem beschreiben und ausmalen.

Es kamen aber wahrhaft schöne Frauen an ihnen vorüber, und alle die Funken, welche in Ferdinands Herz hinein flogen, brachten zuletzt in dem von ihm angesammelten Brennstoffe eine vollständige Feuersbrunst hervor. Weil er, wie so mancher Kopenhagener, nie eine Landstadt gesehen hatte, fehlte ihm der Maßstab, wonach er Otto's Schilderungen richtig hätte be-

urtheilen können. Das Leben in der Landstadt schwebte ihm wie das reinste, anmuthigste, kindlichste Dasein vor; die Menschen in derselben schienen ihm so naiv, gutmüthig und herzlich zu sein, daß es ihm als das größte Glück vorkam, unter ihnen leben zu können. Um die Wahrheit zu sagen, war er selbst nicht so ganz naiv, daß das große, reiche Haus des Agenten nicht auch einen Zauber auf ihn ausgeübt hätte, und ganz in seiner Unschuld beneidete er Otto darum, daß dieser ein Schwiegersohn dieses Hauses werden solle, bis er zuletzt plötzlich auf den Gedanken kam:

„Aber sie sind ja doch nicht verlobt! Wer sagt, daß sie ihn haben will. In „der ersten Liebe“ schwärmt sie für ihren Charles und verliebt sich doch in Rinville, lediglich weil er sich Charles nennt. Das vortreffliche Mädchen wartet vielleicht bloß auf einen jungen, raschen Kopenhagener ... und wer sagt, ob nicht der Himmel selbst Kroyer in dieses Haus geführt hat, um mich mit Emilien bekannt zu machen! Das, was ich für das Mädchen fühle ... ja, ich liebe sie! ... Eine höhere Macht hat es so gewollt.“

Er befragte die Karten und sah in denselben, merkwürdig genug, eine Reise und ein Wasser und die ganze Herzensuite, genau so, wie früher für Otto. Alles strahlte von Liebe und Glück. Er bat seine Schwester, die Karten auszulegen, und Wunder über

Wunder, dieselbe Constellation! Nur vor einem Treffbuben sollte er sich in Acht nehmen. Das ist Kroyer, dachte er.

„Aber was wird der Treffbube mir anhaben?“ fragte er Madame Hillebrandt.

„Das kann ich nicht sehen, er meint es aber nicht gut mit Dir; Du mußt Dich vor ihm hüten, er liegt zwischen Dir und der Reise.“

„Das ist Kroyer,“ wiederholte er bei sich selbst. „Er soll mich aber nicht daran hindern, — denn es wird doch wenigstens erlaubt sein, sie zu sehen — hinüber zu reisen und das Uebrige dem Himmel anheimzustellen.“

Er offenbarte sich seiner Mutter. Es lag in ihrer eigenen Natur ein solcher Hang für das Romantische und Feurige, daß Ferdinands Liebe zu der Unbekannten ihr durchaus nicht ungereimt vorkam. Sie hörte ihm mit liebevoller Theilnahme zu, bis er zu dem Praktischen kam:

„Gesetzt nun, sie wollte mich haben! Im Grunde ist es eine gute Partie; der Agent ist reich und ein vortrefflicher, gutmüthiger Mann, ganz ein Schwiegervater nach meinem Sinne. Ich bin überzeugt, daß ich ihm gefallen werde ... glaubst Du es nicht auch, süße Mutter? Ich bin munter, ich will ihm etwas vorspielen, ich will mit den Töchtern tanzen, liebens-

würdig gegen die Agentin sein, heda! das soll eine Freude und ein Jubel werden! Kroyer ist doch nur ein Knabe und kein Mann für ein solches Mädchen! Scheint es Dir nicht auch so, allerbeste Mutter?“

Sie beantwortete diese Frage mit einem scharfen „Nein!“

Es lag Electricität in diesem Tone, und Ferdinand rief heftig:

„Warum, Mutter, warum scheint es Dir nicht so?“

„Es gefällt mir nicht!“ sagte Madame André mit dem beginnenden dämonischen kalten Zorne im Blicke und in der zitternden Oberlippe.

Ferdinand wurde bleich und rief:

„Du willst meinem Glücke hinderlich sein! Du willst mich beständig zu Hause haben, um mich peinigen und necken zu können! Ich soll immer zu Hause hocken! Ich soll mit Dir in's Schauspiel gehen und Dich aus demselben abholen! Zu etwas Anderem bin ich nicht gut genug!“

„Das kann gern sein.“

„So, nun sagte ich also ein Wort, bei welchem Du mich fassen konntest! Wessen Schuld ist es, daß aus mir nichts Großes geworden ist? Das ist Deine Schuld! Der Vater hat Recht! Noch werde und will ich zu Etwas werden! Die Liebe soll mich heben! In dieser Brust wohnt ein Künstler!“

„Ein Künstler!“ antwortete sie mit einem so herben, schneidenden, bleichen Lächeln, daß Ferdinand todtenblaß wurde, sich mit rollenden Augen umsah — und Krämpfe bekam.

Sie betrachtete ihn einige Augenblicke, als er auf dem Fußboden lag, ging ein paar Male im Zimmer auf und ab, trank ein wenig Wasser und fing an, ihm etwas davon in's Gesicht zu spritzen.

Als sie gewahrte, wie bleich er war und wie der Schmerz um den farblosen Mund mit den zusammengebissenen Zähnen zu lesen war, fing sie sacht an zu weinen, hob ihn mit vieler Mühe auf, nahm ihn auf den Schooß, klopfte und streichelte ihn, während sie ihm mit gedämpfter Stimme in's Ohr flüsterte:

„Mein lieber Sohn! Mein allerliebster Ferdinand! Stirb nicht von mir ab, mein süßes, armes Kind! Höre, Ferdinand! Deine Mutter ist böse auf Dich, hat Dich aber so lieb! so lieb! Komm zu Dir selbst, mein Junge, mein süßer, herrlicher, allerliebster, hübscher Junge! Du wirst glücklich werden! Wenn sie Dich sieht, wird sie Dich eben so sehr lieben, wie Deine Mutter Dich liebt ... ach, Gott helfe uns!“

Dann legte sie ihn sanft nieder, ging weinend vor ihm auf und nieder, schlug sich vor die Brust und trat endlich zum Clavier, auf welchem sie die ersten sanften Töne eines Wiegenliedes anschlug.

Darauf erwachte Ferdinand. Er war sehr matt; sie setzte sich neben ihn, schloß ihn in ihre Arme, und Beide weinten und küßten sich.

„Mein lieber Sohn!“

„Meine süße Mutter!“

In diesem Augenblicke trat Otto ein; es war der erste Tag des mündlichen Examens, und er hatte es gut bestanden.

Sein freudestrahlendes Gesicht verfinsterte sich vom Mitgefühl, als er Ferdinands bleiches, thränenbenetztes Gesicht erblickte.

„Was gibt es hier?“ fragte er.

„Die Mutter will dasjenige nicht thun, um was ich sie bitte,“ antwortete Ferdinand verlegen.

„O, liebe Madame André, seien Sie heute gut; thun Sie es dem Tage meines Examens zu Ehren! Weihen Sie mein Examen ein!“

„Nun denn, ja!“ sagte Madame André mit matter Stimme; „Sie müssen aber die Schuld tragen.“

Ferdinand schämte sich und hätte in diesem Augenblicke gern seinen ganzen Plan aufgegeben; er hatte nun aber doch so viel — und wie er annahm, das Schlimmste — dafür gelitten, und außerdem sagte Otto:

„Sie können sich keinen Begriff davon machen, Madame André, welches Glück es ist, sein Examen

zu machen, wenn man seine Sachen versteht. Könnte doch mein ganzes Leben ein Tag des Examens mit praecipue sein!“

„Nun, hat er seine Metaphysik und seine Logik, so kann ich allenfalls seine Emilie nehmen,“ — war ungefähr der Gedanke, welchen Ferdinand in diesem Augenblicke hegte — „und das Uebrige möge der Himmel entscheiden.“

Er fing sogleich an, Anstalten zur Abreise zu treffen und begab sich zu einem bekannten reichen Grossirer, in dessen Hause er früher Unterricht gehabt hatte, und ersuchte ihn um eine Empfehlung. Der Grossirer wurde ein wenig verlegen und fragte ihn, wozu er ihn empfehlen solle, worauf Ferdinand erwiderte: „Nicht zu irgend etwas Bestimmtem, sondern eine Empfehlung im Allgemeinen“ — worauf Ferdinand denn auch eine prächtige, unbestimmte Empfehlung bekam. Am nächsten Morgen reis'te er ab.

„Es wird wohl das Beste sein, daß Du Kroyer kündigst,“ sagte er beim Abschiede zu seiner Mutter.

„Sei nur erst verlobt,“ erwiderte die Mutter.

Als Ferdinand in der Landstadt angekommen war und sich nach sorgfältig gemachter Toilette dem Hause des Agenten näherte, fühlte er sich einen Augenblick getäuscht. Das Haus, welches nach Otto's Schilderungen ein großes, stolzes Gebäude, beinahe ein Pal=

last war, war sehr klein, besonders in den Augen eines Kopenhageners. Es war allerdings sehr breit, solid und nett; indeß konnte Ferdinand mit seinem Stocke an das Vordach reichen, und die vielbesprochene große, breite Steintreppe war nur ansehnlich im Vergleich mit denjenigen Häusern, welche nur ein paar hölzerne Tritte vor dem Eingange haben. Als er die Treppe hinauf war, empfand er eine neue Täuschung. Der herrliche Laden, in welchem die Sonnenstrahlen der Liebe geleuchtet hatten, war niedrig und dunkel, und viele ein- und ausgehende Bauern hatten den Fußboden zu einem kleinen Morast gemacht. Diese ersten Täuschungen ermuthigten indeß Ferdinand demjenigen gegenüber, was er als etwas Großartiges und Stolzes gefürchtet hatte. Mit einer gewissen Bestimmtheit trat er an den Ladentisch und fragte nach dem Agenten. Der Ladendiener hielt ihn für einen Probenreiter, bat ihn, ein wenig warten zu wollen, und schickte einen Jungen nach dem Herrn. Bald darauf kam der Agent.

Diese bedeutende Person, welche in Otto's Schilderungen immer mit einer gewissen Ehrfurcht, wenn auch mit einer in seinem jovialen und gutmüthigen Auftreten wohl begründeten Anhänglichkeit genannt war, erschien in einem langen, braunen Oberrocke, in unten umgekrämpten Beinkleidern und in schweren, unförmlichen Stulpenstiefeln; seine Kopfbedeckung be-

stand aus einer grünen Saffianmütze mit breitem Schirme, und in der Hand hielt er eine eben ausgegangene große Meerschaumpfeife. Ferdinand, welchem fortwährend Otto's Kindesaugen als Maßstab dienten und welcher fortwährend ein neues Maß nehmen mußte, hatte erwartet, daß er zu einem sehr großen Manne hinauf sehen müsse, und fand, daß er selbst dem Agenten nur an körperlichem Umfange nachstand. Auch der Agent freute sich beim Anblicke des Stellvertreters Otto's bei Weitem nicht so sehr, als er es gethan haben würde, wenn Otto selbst gekommen wäre; er war, wie sich nicht läugnen ließ, ein höflicher, freundlicher Mann, gegen Bekannte und gegen Probenreiter aber war er sauertöpfig und argwöhnisch. Ferdinand fühlte diesen vorsichtigen, spähenden Blick, konnte sich ihn aber nicht anders deuten, als dadurch, daß der Anblick eines Kopenhageners Bescheidenheit gebiete. Daher grüßte er seinen vielleicht künftigen Schwiegerpapa mit der sanftesten Miene und bat ihn um ein Gespräch unter vier Augen.

„Kommen Sie gefälligst mit," sagte der Agent, indem er in einen kleinen Nebenladen vorausging und dann in sein „Privat-Comptoir" trat. Dieses bestand in einem Raume, welcher, der vorgeschrittenen Aufklärung der Zeit entsprechend, vom Laden abgenommen, jedoch so klein war, daß er außer dem Pulte und dem

Schraubstocke keine zwei Agenten fassen konnte. Als die Thür daher zugemacht war, befand sich Ferdinand in ganz unmittelbarer Nähe des Agenten, während er geglaubt hatte, daß er in einer großen Stube, erst in bescheidener Entfernung, dann beständig näher und näher kommend, die Bekanntschaft und vielleicht die Verwandtschaft einleiten solle.

Er übergab seinen Brief. Der Agent las denselben, und die große Achtung, welche er für den Schreiber desselben empfand, war auf seinem Gesichte zu lesen; jedoch wußte er nicht, welchen Zweck der Brief habe. Mit unsicherer Miene lüftete er die Mütze ein wenig, machte eine höfliche Verbeugung, sah Ferdinand an, sah wieder in den Brief, legte diesen zusammen und entschloß sich endlich, zu sagen:

„Es freut mich sehr ... machen Sie mir das Vergnügen und speisen heute um Ein Uhr bei mir zu Mittag.“

Ferdinand stand indessen so dicht an seinem künftigen Schwiegervater, daß die Electricität, welche er in sich fühlte, eine verwandte Kraft bei dem Agenten zu wecken und seine eigene zu vermehren schien. Seine Natur eignete sich weder zu einer tiefen Erwägung eines Planes, noch zu einer langsamen, sorgfältigen Ausführung; wenn er die Frucht begierig betrachtete,

schien sie ihm reif zu werden. Die Unsicherheit und das Zögern des Agenten war ihm schon halbwege als eine verschämte, erwartungsvolle Ahnung desjenigen, was er auf dem Herzen hatte, vorgekommen, und als jetzt die Einladung erfolgte, als der Agent ihn in seinen Familienkreis hineinzog, brach er in die Worte aus:

„Dank, tausend Dank, Herr Agent! Ich ...“

Der Agent sah ihn an.

Er wollte eine hübsche, lange Einleitungsrede halten, der kurze Abstand machte aber seine Gefühle überwältigend stark, und er sagte:

„Ich komme, Herr Agent, kurz gesagt, ich ... Herr Agent, erlauben Sie ... erweisen Sie mir eine Gunst, lassen Sie sich zu meinem Vertrauten machen! Sie sind ein edler Mann, der erste Blick, welchen man auf Sie thut, flößt Zutrauen ein! Ich liebe Ihre Tochter Emilie ... ich bitte Sie, übereilen Sie sich nicht. Ich verlange und hoffe nicht, daß Sie gleich Ja sagen sollen, aber sagen Sie auch nicht schnell Nein. Gestatten Sie mir, mit Ihrem Wissen in aller Zucht und Ehrbarkeit darnach zu streben, das Herz Ihrer Tochter zu gewinnen, und zwei Herzen werden Sie ewig segnen!“

Man bemerkte bei dem Agenten keine Spur des Stoßes, der Erschütterung, welche in seinem Innern

vorging. Mit ruhiger, fester Hand lüftete er seine Mütze und sagte:

„Hm! — hm, darf ich fragen, Herr An —“

„André, Ferdinand André.“

„Darf ich fragen, Herr André, was Sie sind?“

„Musikus, Pianist. Es steht gewiß im Briefe.“

„Hm!“

„Herr Agent, ich fühle, wie auffallend und überraschend mein Wunsch, meine Bitte Ihnen erscheinen muß. Ich liebe Ihre Tochter, der Himmel weiß ... ja, bei Gott, der Himmel weiß es! Mein Glück steht in Ihrer Hand. Sie sind selbst jung gewesen, Herr Agent, Sie haben selbst geliebt, und ich weiß, Sie haben ein gutes und warmes Herz. Sie sind ein Mann, dem der König Ehre bezeigt hat, Sie sind ein Mann ... Sie sind ... mit Einem Worte, ein Mann in der wahren, edeln Bedeutung des Wortes!“

„Hm. Ja, wissen Sie was, Herr André, dies ist eine Sache, bei welcher die Frauenzimmer mit dabei sein müssen. Sie kommen ja und essen um Ein Uhr bei uns zu Mittag, so ...“

„Tausend Dank, Herr Agent, tausend Dank! Ich empfehle mich Ihnen so lange.“

Der Agent begleitete ihn höflich hinaus durch den Laden und ging dann, auf seine ausgegangene Pfeife kauend, in die Stube.

Nachdem er ein paar Male auf und ab gegangen war, blieb er vor seiner Frau stehen und sagte:

„Höre, Mutter, ich habe Dir etwas Neues zu erzählen.“

„Etwas Neues?“

„Ja; es war ein Mann draußen und hielt um Emilien an.“

„Um Emilien!“ riefen die Frau und zwei anwesende Töchter. „Wer war das?“

„Es war mit Einem Worte, wie er selbst sagte, ein Kopenhagener, Namens André.“

„Ist er vielleicht verwandt mit dem André, bei welchem Otto Kroyer im Hause ist?“

„Das weiß ich nicht; er ist mir aber von einem der größten Grossirer in Kopenhagen empfohlen worden.“

„Was ist er?“

„Er ist Musikant.“

„Musikant?“

„Ja, das sagte er.“

„Musikant. Wie sah er denn aus?“

„Sehr fein und niedlich für einen Springinsfeld. Der Mund geht ihm wie ein Mühlrad. Doch Ihr könnt ihn selbst sehen, denn ich habe ihn zum Mittagessen eingeladen.“

„Heute! Gott bewahre, was sollen wir dem Men=

schen vorsetzen? Es ist schon elf Uhr! Und wo hat er Emiliens Bekanntschaft gemacht?"

„Das weiß ich nicht. Doch nun mögt Ihr für das Uebrige sorgen. Ich habe das Meinige gethan."

Um ein Uhr war Ferdinand am Platze und blieb vom Agenten in der großen Stube empfangen. Er hatte bei einem Spaziergange durch die Stadt zwischen den kleinen Häusern hindurch auf dem jämmerlichen Steinpflaster ein Selbstvertrauen bei sich empfunden, als sei er ein großes, fünf Stockwerk hohes Haus aus der Ostergade, welches geringschätzend zwischen seinen Landstadtscollegen umherginge. Während er und der Agent auf dem Sopha saßen und von so gleichgiltigen Dingen als möglich sprachen, aber doch in einer elastischen Stimmung, hatte das Dienstmädchen mehrere Gewerbe in der Stube, die Thür ging jeden Augenblick auf, und wenn das Bauermädchen hineinging, bewegten sich andere weibliche Wesen in Eile an der Thür vorüber und blitzschnelle Blicke fielen in's Zimmer. Ferdinand fühlte es und nahm diejenige Stellung an, welche er für die glücklichste hielt.

Endlich sollte man essen. Die Familie kam herein und der Agent sagte:

„Hier, Mutter, ist Herr André, einer von meinen Bekannten aus Kopenhagen."

Die Agentin verneigte sich. Es entspann sich

ein kurzes Gespräch von Wind und Wetter; inzwischen bemerkte Ferdinand, daß die eine von den Damen die andere Emilie nannte, gab genau Acht auf diejenige, welche Antwort gab, und unterließ nicht, sowohl diese als die Agentin zu Tische zu führen.

Während des Essens entfaltete er seine ganze Liebenswürdigkeit und erzählte seiner jungen Seitendame eine Menge Geschichten, bis diese plötzlich einer ihr gegenüber sitzenden Dame zurief:

„Emilie, dies war eine Geschichte für Dich!“

„O, pfui Teufel!“ sagte Ferdinand bei sich selbst, „da hast Du einen guten Bock geschossen. Wie konntest Du aber auch diese nehmen, sie ist ja blond! Diejenige drüben paßt übrigens auch nicht gut zu der Beschreibung; er hat ja aber Alles durch ein Vergrößerungsglas gesehen.“

Von diesem Augenblicke an unterhielt er sich nur mit der Agentin; sobald aber die Mahlzeit vorüber war, knüpfte er ein Gespräch mit Emilien an, und sprach mit einer solchen Wärme und mit solchen Blicken, daß es nicht mißverstanden werden konnte — da sagte sie zu einer dritten Dame:

„Emilie, das war etwas für Dich!“

Ferdinand fühlte einen kurzen Schwindel. Im nächsten Augenblicke kam er zu der festen Ueberzeugung, daß er vollständig geschlagen sei, und wie ein guter

Feldherr, dachte er auf den Rückzug. Er nahm seinen Hut und eilte aus dem Hause.

Er wollte augenblicklich die Stadt verlassen und befahl dem Hofknecht, ihm unverzüglich ein Billet zu holen. Der Hofknecht sagte Ja; aber nach zwei Stunden, in welchen er in heftiger Bewegung im Zimmer auf und ab spazierte, sah er nichts von dem Billet. Er suchte nach dem Glockenzuge — es war keiner vorhanden. Er rief und schrie — es kam Niemand. Er lief hinaus und fand nach langem Suchen den Hofknecht, welcher eine häusliche Verrichtung im Kuhstalle besorgte.

„Wo ist mein Billet?“ rief er.

„Wir brauchen uns nicht zu beeilen,“ antwortete Matz, „die Fahrpost fährt erst übermorgen.“

„So, zum Satan! warum bestellte Er denn nicht gleich Extra?“

„Ich wußte ja nicht, daß ich es durfte.“

„Nun, warum geht Er denn nun nicht gleich?“

„Jetzt gehe ich.“

Ferdinand blieb stehen, um zu sehen, ob der Hofknecht hinginge; aber er ging nicht.

„Aber um Alles in der Welt, warum geht Er denn nicht?“

„Ja, nun gehe ich ja schon,“ antwortete Matz und zupfte an seinem Zeuge. Aber er ging nicht.

Endlich ging Ferdinand ein Licht auf; er nahm sein Taschenbuch hervor und fragte, was es koste.

„Bis zur nächsten Station sind es sieben Meilen,“ sagte Matz; „so wird es wohl etwas über zehn Thaler werden.“

Für zehn Thaler muß man viele Musikstunden geben, und Ferdinands Hand machte eine Bewegung, welche sie nicht gemacht haben würde, wenn er der Schwiegersohn des Agenten geworden wäre.

„Höre,“ sagte er zu Matz, „kannst Du mir nicht einen Miethkutscher oder einen Fuhrmann besorgen?“

„Ja,“ antwortete Matz, „es ist dieser Peter Christensen; aber er hat seine grauen Stuten verkauft, und ich glaube nicht, daß er mehr als eine Kracke im Stalle hat; nein, er hat es nicht.“

„So kann ich ja einen Einspänner nehmen.“

„Ja,“ sagte Matz, „Sie können einen Einspänner nehmen. Es ist aber ein schwerer, sandiger Weg, in welchem um diese Zeit des Jahres immer eine Menge Löcher und Vertiefungen sind, und Peter Christensen hat keinen Einspännerwagen.“

„Ist denn kein anderer Fuhrmann in der Stadt?“

„Nein, Niemand als der kleine Hendrikfen; er handelt mit Pferden, miethet aber gewöhnlich keinen Wagen aus.“

„So können wir ja die Pferde bei Hendrikſen und den Wagen bei Chriſtenſen nehmen.“

Matz kam innerlich aus der Faſſung bei dieſem neuen, unerhörten Aſſociationsprincip. Der Nutzen deſſelben war aber doch ſeiner geſunden, verſtändigen Natur einleuchtend, und nach einigem Zögern erwiderte er:

„Ja, ſo können wir ja Peter Chriſtenſens Wagen mit einem Stuhle und Hendrikſens Pferde nehmen, das können wir. Aber ich zweifle doch, daß wir es können, denn Peter Chriſtenſen und der kleine Hendrikſen ſind eben keine guten Freunde mit einander.“

„O, das hat wohl nicht Viel zu bedeuten.“

„Nein, das verſteht ſich, aber ſie ſind doch richtig genug ſchlimme Feinde.“

„Nun, es iſt wohl nicht ſo ſchlimm?“

„Nein, es iſt wohl nicht ſo ſchlimm, aber der kleine Hendrikſen prügelte ihn neulich ſo, daß der Dampf davon flog und er alle Viere von ſich ſtreckte, und ich mußte ſchwören, denn ich war Zeuge, das war ich. Und ſeht, darum möchte ich mich auch nicht gern nach dem kleinen Hendrikſen hin wagen. Nein; denn er iſt freilich nur klein, aber er iſt ein Wagehals. Das iſt nun nicht deßhalb,“ fuhr Matz fort, und wurde beinahe, je länger er ſprach, deſto ängſtlicher, „das iſt nun nicht deßhalb, denn wenn er hier nach dem Hofe

käme und mit Prügel anböte, so würde ich mir ihn wohl noch vom Leibe halten können; aber man darf ihn ja nicht in seiner eigenen Wohnung schlagen, obgleich es gut wäre, wenn er einmal tüchtig durchgeprügelt würde."

„Ja; aber wie wird es denn mit dem Wagen?" fragte Ferdinand.

„Ja, wegen des Wagens," sagte Matz. „Mein Hauswirth hat einen recht netten Wagen und wir haben zwei schöne Stuten, Sie können selbst nach dem Stalle gehen und sie besehen. So könnte ja unser Hauswirth Sie recht gut fahren. Es ist jetzt aber verboten, und Sie müßten sagen, daß der Wagen Ihnen gehöre. Vor morgen früh kann ich aber nicht vom Hause weg sein. Wollen Sie bis morgen früh warten, so werde ich Sie die sieben Meilen ganz nett fahren — so wollen wir schon einen Wagen bekommen," fügte Matz in einem etwas gelinderen Tone hinzu.

Die Sache wurde so abgemacht; nun sollte Ferdinand aber einen ganzen Abend und eine Nacht in einer Stadt zubringen, wo er sich gern unsichtbar gemacht hätte, denn er konnte ja nicht wissen, wie weit sein Abenteuer schon bekannt geworden sei. Als er hörte, wie sich am Abend die Leute aus der Stadt im anstoßenden Gast- und Billardzimmer versammelten,

wagte er sich nicht mehr hinaus; er war aber wider seinen Willen Zeuge davon, wie Alle nach dem Kopenhagener fragten, wie man die Absicht seines Kommens besprach, wie man seine Kleidung kritisirte u. s. w.

„So geht er," sagte Einer, und glücklicher Weise konnte Ferdinand nicht sehen, wie man ihn nachäffte; an dem Lachen aber konnte er es hören.

„Wer ist dieser Kopenhagener?" fragte Jemand die Aufwärterin.

„Das weiß ich nicht," antwortete sie; „er hatte eine höllische Eile, fortzukommen; als er aber hörte, daß Extra zehn Thaler kostete, wurde er ruhig."

„O, der Verräther!" murmelte Ferdinand, als er auf diese Weise vernahm, wie Matz mit der unschuldigen Miene ihn beobachtet hatte. Er versank in tiefe Gedanken; doch plötzlich wurde es ihm klar, er kannte Matz, und sich selbst vergessend schlug er auf den Tisch und rief: „Treffbube!"

„Dadrin spielen sie Karten," sagte Jemand in der Gaststube.

„So hat er Besuch erhalten," sagte die Aufwärterin.

„Wer? Welcher?"

„Ei nun, der Kopenhagener!"

„Höll' und Teufel! So haben sie uns vielleicht gehört," brummte man, und Alle wurden still und schlichen sich, Einer nach dem Andern, fort.

Inzwischen saß Ferdinand in seinem Zimmer und horchte. Dir Aufwärterin machte sich ein Gewerbe bei ihm, und als sie ihn ganz allein im Dunkeln sitzen sah, gerieth sie in großes Erstaunen und ging sogleich wieder fort. Er wagte nicht ein Glied zu rühren, aus Furcht, zu verrathen, daß er in der Nähe sei, und die Nacht brach mit peinlicher Langsamkeit über einen Tag herein, an welchem er gekommen war, gesehen hatte und geschlagen war.

Neuntes Kapitel.

Als Ferdinand zurückgekehrt war, fühlte er, daß er Otto beichten müsse, denn theils konnte sein „Ritt in's alte romantische Land“ doch kein Geheimniß bleiben, theils lag sein Benehmen schwer auf seinem Gewissen, und jedes freundliche Wort, welches Otto an ihn richtete, peinigte und verdroß ihn.

Es war der letzte Tag des Examens; Otto kam zur Thür herein, froh, aber herabgestimmt und müde. Da fiel Ferdinand ihm um den Hals und rief:

„Mein lieber Freund, können Sie mir einen schwarzen Verrath vergeben? Ich bin ein Verräther!“

Otto entzog sich seiner Umarmung, und da er sich schon ganz an Ferdinand's Uebertreibungen und starke

Aeußerungen gewöhnt hatte, fragte er gleichgiltig, was denn geschehen sei.

Ferdinand ergriff seine Hand und sagte mit Thränen in den Augen:

„Versprechen Sie erst, daß Sie mir vergeben wollen! Schwören Sie es!"

„Ich verspreche es, ich schwöre es," sagte Otto mit ungestörter Gleichgiltigkeit.

„Wohlan, ich habe ... nein, Mutter, sage Du es! Ich kann nicht! Ich will mich auf's Sofa legen ... ich will nach der anderen Stube gehen. ..."

„Er hat um Ihre Emilie angehalten," sagte die Mutter, „hat aber einen Korb bekommen."

Ferdinand blieb auf seinem Wege nach der Thür stehen, und war überrascht, daß Otto ganz still blieb und keinen pathetischen Ausbruch hören ließ. Otto hatte Madame André einen Augenblick starr angesehen, eine kreisförmige Bewegung gemacht, war ein paar Mal unruhig und unsicher auf- und abgegangen — wie ein Huhn, welches Knoblauch gefressen hat, sagte Madame André später, als sie es ihrer Tochter erzählte — und hatte sich dann auf sein Zimmer begeben.

Trotz allem Mitgefühl für jugendliche Romantik hatten sie doch nicht eingesehen, welche Zauberwirkung die wenigen Worte: „Er hat um Ihre Emilie ange-

halten," hervorgebracht hatten. Es konnte Jemand um sie anhalten, sie lieben! Es war ein Zauberstab, welcher die ferne Stadt berührte. Sie hatte ihm wie von der Zeit unberührt und unberührbar vorgeschwebt, es war ihm nie eingefallen, daß das Haus des Agenten je älter werden könne. Alle seine übrigen Gedanken waren in Bewegung gewesen, nur die Gedanken an dieses Haus waren versteinert oder in einen Schlummer versenkt gewesen. Und nun in diesem Augenblicke, als der letzte Tag des Examens überstanden war, als der eigenthümliche Dunst, welcher während der geistigen Anspannung den Organismus zu umgeben scheint, sich vertheilt hatte, als die Frage: „Was nun weiter?" im Begriffe war, zu entstehen — hatte Jemand um Emilien angehalten. Wie plötzlich und lebhaft schwebte ihm wieder jener Sommermorgen vor, als er sich selbst gelobt hatte, sich zu beeilen und lediglich deßhalb Student werden zu wollen, um wieder zurückkehren zu können! Wie hatte er ihn vergessen und so ruhig lernen können! Und nun war er Student, in diesem Augenblicke war er Student! Frei, mündig, geehrt, mit ruhmbekränzter Stirn, mit der Zukunft vor sich, konnte er in seiner Geburtsstadt, vor Emilien und allen Menschen auftreten! Nun war er so weit gekommen! Und sie, welche ihn hatte grüßen lassen, welche mit ihm unter dem Apfelbaume gespielt hatte, welche im Lusthause gesessen

hatte — o, schöner Anblick und wunderbare Ueberraschung! — welche er in seinen Armen gehalten hatte — noch in diesem Augenblicke glaubte er den leisen Druck ihres Armes, ihrer Schulter gegen die seinige zu fühlen. Aber wo hatte er seine Gedanken gehabt! Es hatte Jemand um sie angehalten und war abgewiesen worden; aber wie Viele konnten nicht, noch heute, zu dieser Stunde um sie anhalten! Die Hand nach seinem Eigenthume ausstrecken! Denn wie sollte es ihm möglich sein, zu leben, wenn ein Anderer ihm seine Vergangenheit, seine Kindheit, seine Liebe genommen hatte? Nun fühlte er es, nun wußte er es. Wie deutlich stand sie vor ihm! Es war, als ob sich eine Knospe in seinem Innern entfaltet hätte und seine Seele mit ihrem Dufte erfülle. Es war ein Hauch des Glücks, der Sehnsucht, der Unruhe. Er rief:

„Von hier! von hier!“ — er mußte augenblicklich reisen.

Er ging zur Thür, wie ein Nachtwandler.

In einigen Tagen sollte er aber seinen akademischen Bürgerbrief haben.

Der Bürgerbrief würde aber nicht weglaufen, das war sicher genug. — Von hier! von hier!

Wie glücklich ist doch die Jugend! Ihre Hoffnung ist so vollständig und groß, daß im Gemüthe kein Platz für einen Zweifel übrig bleibt; sie hat durch

Sünde und Schuld Nichts von ihrer Persönlichkeit dem Schicksal verpfändet, sie fühlt sich an keinem Zipfel zurückgehalten, sondern eilt getrosten und frohen Muthes zum Lichte, zur Freude, zum Glücke, als ihr richtiges Eigenthum und ihre wahre Heimath.

Als er nach Hause kam, empfing die Mutter ihn so liebevoll und mit einem so stillvergnügten Gesichte, betrachtete ihn mit so herzlichem Wohlbehagen, daß sie wieder dieselbe schien, welche sie vor Kroyers Tode gewesen war, nur daß sie sanfter und ihm allein mehr zugethan war. Einen Studenten zum Sohne zu haben, ist für dänische Eltern eine große Zufriedenstellung; es kommt ihnen vor, als sei der Sohn in den Adelstand erhoben und verbreite einen Glanz über sein Geschlecht, und es liegt auch etwas Richtiges darin, denn der akademische Bürgerbrief, um welchen die jungen Menschen aus allen Gegenden des Landes auf der Kopenhagener Universität kämpfen müssen, eröffnet ihnen den Zutritt zu allen Staatsämtern und erscheint als der Anfang zu einer ehrenvollen Laufbahn. Vor zehn, zwölf Jahren war dieses Gefühl vielleicht noch in einem höheren Grade vorhanden als jetzt; denn damals fühlte

das Volk sich noch demüthiger und war stolzer darauf, daß sich Jemand aus seiner Gegend den Weg zur Aristokratie der Geschicklichkeit hatte bahnen können.

Wenn man sich in Otto's Heimath mit seiner Zukunft beschäftigte, hatte man sich immer der Formel bedient:

„Wenn er seinen akademischen Bürgerbrief erhält," und die Mutter hatte sich daran gewöhnt, den Gedanken an die Zukunft ihres Sohnes mit einem großen, prachtvollen Pergamentblatte zu verbinden; ihre Furcht und ihre Hoffnung hatten sich um dieses Symbol versammelt.

Als sie Otto eine Erfrischung gereicht hatte, sagte sie mit einer kindlichen Freude und beinahe voll Scham über ihre Neugierde:

„Zeige mir nun Deinen akademischen Bürgerbrief."

Otto sagte ziemlich gleichgültig:

„Den habe ich nicht mit, Mutter."

„Warum hast Du ihn nicht mit? Ist das Examen denn nicht ganz vorüber?"

„Ja, ich konnte ihn aber erst in einigen Tagen bekommen und ich hielt es nicht für nothwendig, mich darnach aufzuhalten, um ihn mit zu bekommen."

Sie las in seinem unsicheren Blicke, daß nicht die Sehnsucht, sie wiederzusehen, ihn so eilig nach

Hause getrieben hatte, und während sie wie ein Kind den Schmerz der Täuschung empfand, entdeckte ihr kluges mütterliches Auge einen anderen Grund zum Kummer.

Otto war verdrießlich auf sich selbst und doch zugleich verdrießlich darüber, daß so etwas Unbedeutendes gleich einen unheimlichen Schatten über die Heimath werfen sollte; seine innere Unruhe und sein Sehnen schien ihm ein ganz anderes Recht zu haben, und je mehr die Mutter sich in sich selbst zurückzog, je mehr sehnte er sich darnach, fort zu kommen, hinüber nach dem Hause des Agenten.

Er ging unruhig im Zimmer auf und ab; sie hatte sich still hingesetzt. Das peinliche Schweigen hielt ihn gefesselt, er wußte nicht, wie er fortkommen sollte. Endlich machte er eine rasche Anstrengung und schickte sich an, fortzugehen.

„Du gehst wohl hinüber zu Theilmanns?“ sagte die Mutter.

Der Ton, mit welchem sie diese einfachen Worte sagte, durchzuckte Otto. Er wußte nicht, ob sein eigener Sinn, sein Mißmuth, sein Verdruß, seine unruhige Beklommenheit, dem erstrebten Ziele jetzt so nahe gekommen zu sein, es war, welches diesem Tone entgegen kam und demselben Bedeutung gab; aber er hörte eine sanfte, warnende Liebe, welche mit Bitterkeit und

stillem Hohngemischt war; sie hatte seine geheimen Gedanken errathen, und es klang, als wenn sie es auf der Zunge gehabt hätte, hinzuzufügen:

„Ja, gehe nur hinüber zu denjenigen, welche Du Deiner Mutter vorgezogen hast!“

Es waren Arbeitsleute im Laden, und einer von diesen stand und hobelte ein Brett vor dem Ladentische. Er war ein aufgeschossener, schlecht proportionirter Arbeitsmann geworden, welcher mager, aber dabei doch klotzig anzusehen war. Das einzige Sichtbare und Unveränderte aus seiner Kindheit waren die grauen, treuen Augen, und diese Augen leuchteten, als er von seiner Arbeit aufsah und sagte:

„Guten Tag, Otto!“

Hätte er noch gesagt: Guten Tag, Kroyer! — wenn auch nicht Herr Kroyer.

Otto's mißmuthiger und beklommener Sinn fühlte sich durch diesen vertraulichen Gruß unangenehm berührt; es war ihm, als würde ihm ein Zerrbild aus seiner Jugend aufgedrungen, oder ihm wurde bange vor dieser Warnung, daß das Zarte und Feine, welches in der Erinnerung bewahrt wird, in der Wirklichkeit zu etwas Garstigem aufwächs't, und daß das erinnernde Gemüth sich getäuscht finden wird.

Er beantwortete Peters Gruß mit einem kalten: „Guten Tag, Peter Kröll!“ und ging an ihm vor-

über. Als er aber sein eigenes Wort, den Namen seines Spielkameraden hörte, zog sein Herz sich reuevoll, verdrießlich und traurig zusammen. Jene Worte indeß und der Ton, in welchem sie gesagt waren, hatten Peters Erinnerungen aus der Kindheit umfaßt, seine Wangen wurden roth und er beugte sich tief über die Planke, als er emsig weiter hobelte.

So suchen wir unser eigenes Blumenbeet und treten dabei anderer Menschen Blumen nieder.

Als er ans der Ladenthür trat, begegnete er Doctor Siemsen.

„Ei, guten Tag, willkommen, Otto Kroyer! was machst Du ... machen Sie ... machst Du denn? Ich als alter Academicus darf wohl noch Du sagen. ... Es versteht sich, ich bin nur vom Chirurgicum. Ich gratulire! Nun, wie steht es denn auf der Universität? ... Es ist einzig, wie nett sie in Kopenhagen nähen," fuhr er fort, indem er einen Blick auf die schlanke Gestalt Otto's warf.

Otto hatte wenig Lust, von der Universität und gelehrten Sachen oder dem Schnitt des Rockes zu sprechen, und erwiderte:

„Danke, es ging gut; wie sieht es denn hier in der Stadt aus?"

„Oh, so so! — Nun, Du sollst wohl hinüber zum Agenten? So lebe denn wohl, ich soll hin zu

Gjernö; der Großknecht hat sich mit dem Häckerlingsmesser den Daumen abgeschnitten. Wir sehen uns später wohl wieder! Adieu ... Doch, weißt Du, was dort drüben vorgegangen ist?"

„Nein, ist dort etwas vorgegangen?"

„Weißt Du wirklich nichts?"

„Nein, nicht das Allermindeste, außer daß Jemand aus Kopenhagen dort gewesen ist und um Fräulein Emilie angehalten hat."

„Oh, nichts weiter als das! Der Narr, das Vieh, der Windbeutel, der Kopenhagener Scheerenschleifer. Er war nicht einmal recht bei Troste, denn er spielte im Dunkeln Rappuse mit sich selbst. Aber alle Wetter! Du mußt nicht so hinübergehen, ohne Bescheid im Hause zu wissen. Komm, laß uns um die Stadt herumgehen."

Der Doctor nahm seinen Arm, sie kehrten um und gingen durch eine Seitenstraße und auf einem Spaziergange durch die Gärten der Stadt.

„Was giebt es denn?" fragte Otto, und zitterte beinahe vor fieberischer Angst.

„Du erinnerst Dich wohl noch des Knud Gjedde?"

„Des rothbackigen, aufgeschossenen Knaben, des Stammherrn?"

„Ja, in früheren Tagen war er rothbackig! Nein, er ist Husarenoffizier gewesen und hat Paris und

12

Deutschland besucht! Er hat einen schönen Schnurrbart bekommen und ist ein verteufelt rascher Kerl, das muß man ihm lassen."

„Nun, und er?"

„Er kam nach Hause. In den vielen Jahren seiner Abwesenheit hatte Niemand von ihm gesprochen; kaum war er aber wieder einen Augenblick in der Stadt, so hätte man glauben sollen, daß Niemand in der ganzen Zeit an etwas Anderes, als ihn gedacht hätte. Eines Vormittags höre ich Pferdegetrappel, es fuhr hin über das Straßenpflaster, als wäre es eine Schwadron Dragoner gewesen, welche den Hals brechen sollten, und ehe ich noch an's Fenster kommen konnte, war es fort. Kurz darauf kommt meine alte Maren athemlos keuchend herein und schreit:

„Knud Gjedde ist zurückgekommen!"

„Soll Sie sich vielleicht mit ihm verheirathen, daß Sie es so eilig hat!" sage ich.

„Der Himmel bewahre ihn davor!" antwortete sie.

„Was kommt Ihr denn an? Warum kann Sie mich denn nicht in Frieden lassen?" frage ich. Da fängt bei Gott die alte Schachtel an zu heulen, hält die Schürze vor die Augen und schluchzt:

„Es muß doch ein wahres Vergnügen für die

alte Mutter sein, daß sie einen so hübschen Sohn zu Hause bekommen hat."

„Du weißt, Otto, daß ich nicht abergläubisch bin; aber ich war bei Gott versucht, zu glauben, daß er einen Geist oder einen Kobold bei sich führe, welcher einen Nebel über die ganze Stadt verbreitete, denn, wohin ich auch kam, waren Alle gleich verrückt, und doch hatte noch Niemand ihn recht gesehen. Ein scheu gewordenes Pferd kann allerdings auch, wenigstens für einen Augenblick, Aufsehen erregen, weil es die Einförmigkeit unterbricht und bei den kleinen Seelen Herzklopfen verursacht. Das hatten sie nöthig, die Armen! Es währte aber nicht lange, so hatte er es mit allen jungen Mädchen zu thun und es war ein Lärm und Spektakel, als wenn man in den Hühnerhof geht und ruft: Putte! Putte! und Korn hinstreut. Knud Gjedde war immer das Erste und Knud Gjedde immer das Letzte! Er hat Dieses gesagt und er hat Jenes gesagt! Er hatte einen Mantel gelobt, gleich mußten alle Damen eben solche Mäntel haben; er hatte einen gelben Leibgürtel hübsch gefunden, gleich gingen alle Mädchen mit gelben Leibgürteln, mit Ausnahme von Emilie Theilmann, das muß ich zu ihrer Ehre doch sagen. Je mehr die Anderen aus ihm machten, desto mehr machte sie aus uns Anderen. Es schwebte nun aber einmal gleichsam ein Dunst, ein Zauber über

der ganzen Stadt, welchem Niemand, weder Männer noch Frauen, widerstehen konnte. Dem Bürgermeister schenkte er einen Wiener Wagen, beim Stellmacher Petersen bestellte er zwei neue Wagen, Maler Henriksen sollte den einen Wagenkasten grün und den anderen braun anmalen, Sattler Jochimsen sollte vier Chaisenstühle machen, Maurermeister Helms und Tischler Tönning wurden mit allen Gesellen und Burschen nach dem Hofe hinausgeholt. So war Alles, was er gethan hatte, gut; hätte es Schlüssel zu der Stadt gegeben, so würde man sie ihm gebracht haben, er war der König, Kaiser, Papst, Sultan der Stadt! Der König selbst, glaube ich, hätte durch die Stadt fahren können, und es würde kein Hahn darnach gekräht haben. Er hatte immer einen Reitknecht hinter sich, und alle Junker, meilenweit her, strömten herbei und waren seine Pagen, die Lümmel.

„Im Gehölz sollte Ball sein und da konnten sie nicht, wie in früheren Jahren, den kleinen Weg zu Fuße machen, nein! es lagen Boote am Hafen, und die Hafencommission hatte ihm Erlaubniß gegeben, Pfähle einzurammen und eine kleine Brücke zu bauen. Darauf segelte er mit den jungen Damen, dem Bürgermeister, dem Agenten und einigen von seinen Kameraden hinaus nach dem Gehölz, und als sie dort ankamen, wurden sie, wie der König, mit Kanonenschüssen

empfangen. Wir mußten mit eigener Beförderung hinterhertraben, was ich auch nicht mehr als recht und billig fand, denn ich hatte nicht im Mindesten Lust, mich im Triumphzuge hinterherschleppen zu lassen, wie in alten Zeiten, wenn ein General oder Kaiser eine feindliche Stadt genommen hatte, und die Männer als Sclaven mit sich führte. Die Sclavinnen hatten bei solchen Veranlassungen bessere Aussichten. Der Tanzplatz war mit grünen Zweigen geschmückt — wozu sollte dieses im Gehölze dienen? Der Bürgermeister strahlte vor Freude, weil er mit seiner Therese tanzte, der Agent war golden gelaunt, weil er mit seiner Emilie tanzte, alle Väter waren wie verrückt über die Auszeichnung ihrer Töchter, ich wäre beinahe vor Aerger schwarz geworden. Ich sah es, wie er allen jungen Mädchen den Hof machte, und ich hätte ihm den Hals brechen können — das hätte ich können, Otto! — so kam er aber auf mich zu, grüßte mich und sprach mit mir, und, so wahr ich als ein Sünder vor Gott stehe, während er mit mir sprach, hatte ich ihn lieb und trank ein Glas Wein mit ihm; so wie er aber wieder fortging, war ich wieder böse auf ihn. Es war sein Glück, daß ich einen Bauerkerl zu fassen kriegte, welcher dastand und gaffte, und welchen ich durchprügelte. Außerdem kam Emilie Theilmann, welche mir einen Knix machte, und so gab ich mich zufrieden."

„That sie dieses!“

„Ja, nun laß mich aber weiter erzählen. Gleich darauf fiel es ihm ein, daß der Geburtstag der Prinzessin Caroline Amalie sei, was es vielleicht auch war, obgleich ich früher nie geglaubt hatte, daß dieses ein Festtag war. Da gab es ein Leben, kannst Du glauben! Der Galgenberg wurde zu einem Prinzessinhügel umgetauft, erst stand der Bürgermeister auf demselben, hielt eine Festrede und trank ein Glas Wein und wir Anderen standen unten und riefen Hurrah. Es sollte in die Staatszeitung eingerückt werden, der Bürgermeister besann sich aber, denn eigentlich war es doch eine Art Aufruhr, so mit einem Male mehr aus der Gemahlin des Prinzen Christian zu machen, als je aus dem Könige oder der Kronprinzessin gemacht worden ist. Deßhalb sollst Du diese Geschichte bei dem Bürgermeister auch nicht erwähnen. Als nun der Bürgermeister die Rede gehalten hatte, so geschah, wie ich nicht leugnen will, eine Art Wunder, denn ein großes Zeltdach erhob sich plötzlich über die ganze Spitze des Hügels, und als wir hinauf kamen, fanden wir, daß er zu einem Tanzplatze eingerichtet war. Erst wurde aber ein ... höre, Otto, weißt Du, was es ist, später haben wir viel davon gehört; was ein Mittagessen alla Foschett ist?“

„Fourchette heißt so viel als eine Gabel.“

„O richtig, sagte ich es nicht! Nebel behauptete, es bedeute alla Boskett und solle so viel heißen als ein Mittagsessen im Bosquet oder im Grünen. Mit Gabeln, ja, denn es waren für uns Alle silberne Gabeln da; es muß doch ein schwerer Reichthum im Hause sein. Und so des Abends; kannst Du Dir denken, was wir da hatten? Feuerwerk! und noch dazu auf dem Wasser! Mit Einem Male tritt er auf und sagt, daß eine hübsche Frauenhand oder ein ähnliches Geschwätz die Feuerbotschaft nach dem Gotte des Meeres hinaussenden solle, und dann würden wir sehen, wie galant der Gott des Meeres in seiner Antwort sein würde. Da er es sich aber nicht zutraue, zwischen all den Schönheiten eine Wahl zu treffen, so bäte er darum, zu loosen, und wahrscheinlich ging es nicht mit rechten Dingen zu, denn das Loos fiel auf Emilie Theilmann. Sie bekam eine Fackel in die Hand, und als sie mit der Flamme irgendwo an einen Baum kam, flog eine blaue Feuertaube aus demselben hinunter in die See und zündete das Feuerwerk an. Und gut war es, meiner Seele.

„Was ich nun sagen wollte; es fiel mir bei Gott nicht ein, daß sie gute Freunde seien, obgleich die Leute eigentlich sich schon etwas davon zuflüsterten. Ich kann nicht begreifen, wo die Leute mitunter ihren Verstand hernehmen. Es sind genug rasche und muntere

Leute in der Stadt, aber so weit reicht ihr Verstand doch nicht, wenn wir ehrlich sein wollen, und man könnte sie leicht hinter das Licht führen. Und solch eine kleine Gans, die eben erst vom Prediger gekommen ist und nicht einmal eine ordentliche Suppe kochen kann, sie sieht es, sie will schärfer sehen, als ein so alter Praktikus wie ich. Ich war dumm, blind; ich war ein Vieh und konnte nichts sehen; doch will ich zu meiner Vertheidigung sagen, daß ich auf diesen Knud böse war, daß Emilie mir die Einzige schien, welche es mit mir hielt und welche vernünftig war und es einsah, daß er ein Windbeutel war, und wie konnte mir dieses einfallen? Eher würde ich sie im Verdacht gehabt haben, daß sie ein Auge anf einen andern Burschen, welcher ihn begleitete, hätte; denn das war wirklich ein hübscher Mensch, groß, dunkel, mit großem Knebelbart, und obendrein der Sohn eines Grafen. Und ich sah bei Gott nicht, daß Knud Gjedde ihr die Cour machte; im Gegentheil war er ihr immer entgegen und neckte sie bei jeder Gelegenheit, und gerade am Abende des Feuerwerkes, eine halbe Stunde vor der Zeit, daß es abgebrannt wurde, bat sie ihn um Etwas, ich hörte nicht, was es war, denn es sprachen so Viele durch einander, und die Therese des Bürgermeisters, konnte ich wohl sehen, hatte einen Finger mit im Spiele; sie lachte so heimlich, und bald konnte ich

es Emilien ansehen, daß sie dem Weinen nahe war; da kam aber der junge Graf, und da wurde sie so verlockend, wie ein eben geprägtes Zweischillingstück. Hinterher konnte ich es wohl begreifen, denn unter uns will ich Dir sagen, die sicherste Weise, ein Frauenzimmer zu behexen, ist die, wenn man sie neckt. Das ist aber schwer auszuführen. Ich weiß, daß Du reinen Mund halten kannst, und so will ich es Dir denn erzählen, daß ich es einmal bei des Bäckers Schlüters Marie versuchte; sie wurde aber augenblicklich toll im Kopfe und ich glaube meiner Seel' nicht, daß wir uns wieder vertragen. Es ist sehr schwer, es ist eine große Kunst, und ich glaube, man muß sie an einer Menge Frauenzimmer versuchen, ebenso wie man lange die Anatomie besucht haben muß, bevor man eine Operation machen kann. Er hatte es nun aus dem Grunde gelernt, und beim nächsten Balle im Gehölze sah ich, wie er mit Emilien einen Augenblick zwischen die Bäume ging — sie waren etwas weit von mir, aber ich habe Augen wie ein Luchs — und er küßte erst ihre Hand, und dann küßte er ihren Mund.“

In diesem Augenblicke kam es Otto, welcher mit der größten Spannung der Erzählung gefolgt war, vor, als trüge sich die Scene jetzt zu, und als sähe er, wie Emilie in aller der Schönheit, in welcher er sie an jenem Sommermorgen gesehen hatte, von einem Manne

umfaßt würde und sich seiner Umarmung hingäbe. Bei diesem Anblicke blieb er unwillkürlich wie gelähmt stehen. Der Doctor blieb ebenfalls stehen, sah auf, sah den Ausdruck in Otto's Gesicht und rief mit dem höchsten Pathos, mit einem Ausdrucke der Ueberraschung, der Selbstbeschuldigung und des Mitgefühls und mit einer Bewegung, als zöge er die Hand aus siedend heißem Wasser:

„Oh! — uh! — Alle Wetter!“

Otto nahm sich zusammen. In wenigen Secunden sammelte das eben Erlebte, der Schmerz und der Kampf dagegen, sich in seinem Bewußtsein, und als ob er plötzlich dadurch an Alter zugenommen hätte, sagte er mit einem Ernste und einer Männlichkeit zu dem dadurch überraschten Doctor:

„Doctor Siemsen, Sie sind seit vielen Jahren der Freund meiner Eltern gewesen und Sie sind ein rechtschaffener Mann. Das erwarte ich von Ihnen, daß, welche Ausdeutung Sie auch meinen Mienen geben mögen, solche bei Ihnen begraben liegt. Versprechen Sie es mir, Doctor.“

„Das schwöre ich Dir, Otto,“ antwortete der Doctor beinahe gerührt; in demselben Augenblicke, als er dieses sagte, drängte sich ihm der Gedanke auf, welche interessante Neuigkeit er jetzt wisse, und seine

versichernde Stimme wankte auf diesem unsicheren Boden. Otto fühlte es und setzte hinzu:

„Doctor, geben Sie mir Ihr Ehrenwort darauf.“

„Ehrenwort?“ antwortete Doctor Siemsen; „nur Leute von Adel und Offiziere geben ihr Ehrenwort; ich kann doch nicht sagen: „Auf meine Ehre als Doctor Siemsen?““

„So können Sie sagen: Auf meine Ehre als rechtschaffener Mann. Ich nehme es an, als hätten Sie den höchsten Eid geschworen.“

„So sollst Du, Gott strafe mich, nicht genarrt werden. Auf meine Ehre als rechtschaffener Mann, ich werde schweigen!“

„Es ist sonderbar,“ murmelte der Doctor, „wenn man mit gebildeten Leuten zusammen kommt, ist es, als ob man wieder jung würde. ... Aus mir könnte auch Etwas geworden sein. ... Ja, ich kann schweigen!“

„Was geschah weiter, Doctor?“ fragte Otto.

„Wie? oh! nun, so gibt es eigentlich weiter nichts zu erzählen.“

„Etwas muß aber doch noch sein; denn Sie kamen nur so weit, daß ... er sie küßte.“

„Ja, höre, Otto, im Grunde war das Ganze

eigentlich doch nur ein Kinderstreich. Wenn ein sechzehn-, siebzehnjähriges Mädchen einmal einen schönen Knebelbart geküßt hat, nun, mein Gott, so will ich zum Wenigsten nicht den ersten Stein auf sie werfen."

„Ich will auch keinen Stein auf sie werfen; ich wünsche nur den Schluß zu wissen. Sind sie jetzt mit einander verlobt."

„Verlobt? Sie? Knud Gjedde und Emilie Theilmann? Nein, das weiß der liebe Himmel, daß sie dieses nicht sind. Aber er ist verheirathet. — Im Grunde ist es doch lächerlich, wenn man daran denkt. Eines Tages fuhr Baronin Hammerstein hier durch mit ihrer Tochter, und mit einem Male wurde es wieder ganz still in der Stadt. Man hätte glauben sollen, sie habe die ganze Beherung mit genommen. Ich kann Dir nicht sagen, wie still es war. Niemand sagte es; wir horchten Alle nach der Gegend, wo das Gut liegt; wir witterten etwas. Und ganz richtig! Eines Tages kam er in großer Galla mit seiner Mutter, der Baronin und dem ganzen Gefolge hereingefahren, trat bei dem Bürgermeister ab und stellte die Baronin als seine verlobte Braut vor. Vierzehn Tage danach war die Hochzeit. Es ist nun drittehalb Monat her."

„Und Fräulein Emilie?"

„Ach, es waren ja nichts Anderes als Kinderstreiche. Sie hielt sich, bei Gott, sehr gut. Ich habe

sie nie vergnügter gesehen, als damals. Dann wurde sie aber krank, das arme Mädchen — Nervenfieber, und es hätte gern ein Typhus werden können, wenn wir es nicht gleich ernsthaft damit genommen hätten: mixtura camphorata acida und so ein decoctum chinae acidum, und so kamen wir davon. Aber das will ich nicht leugnen — es wird am besten sein, daß ich Dir nichts verhehle, aber willst Du mir als ein rechtschaffener Mann Dein Ehrenwort geben, daß Du schweigen willst?"

„Das will ich," erwiderte Otto kaum hörbar.

„Sieh nun, eines Nachts wachte ich bei ihr, sie lag im Fieber und phantasirte, und so wiederholte sie mehrere Male: Knud, Knud. So etwas hat sie doch wohl gefühlt, die arme Dirne, und wohl nicht so wenig. Aber" — fuhr der Doctor mit erhobener Stimme fort — „das ist, hol' mich der Teufel, auch das Ganze, und was die Leute sonst noch zusammensetzen mögen, ist Wind; das sage ich."

„Gut, Doctor Siemsen, nun sollen Sie bedankt sein."

„Sehen wir uns heute Abend im Clubb? Du kannst Dich ja als ein reisendes Mitglied einführen lassen, und Du spielst wohl L'hombre? Wir müssen einen vergnügten Abend haben; wir müssen doch auf das Examen unseres Stadtkindes Eins trinken! Hol'

der Teufel die Grillen, Otto! Die Frauenzimmer sind es bei Gott nicht werth, daß man sich so viel Sorge um sie macht. Ich bin nun bald ein alter Junggeselle und stehe mich gut dabei. Nun, Adieu, diesen Abend sehen wir uns.“

Als Otto allein seinen Weg zurückging, richteten sich seine Gedanken mit unwiderstehlicher Kraft auf das Verhältniß zwischen Knud Gjedde und Emilie, und er peinigte sich selbst damit, daß er es gründlich erforschen und sich vorstellen wollte, wie es dabei hergegangen sei. Er dachte sich alle kleinen Vorfälle, die ganze Liebe, welche zufolge Emiliens Natur sie fast dämonisch ergreifen mußte, wenn sie so behandelt würde.

„Ich hätte es nie thun können, sie wäre nie dahin gekommen, mich zu lieben!“ sagte er, indem er mitunter seine Gedanken unterbrach und auffsah, als wolle er sich von denselben befreien.

In einer von den vielen Sagen, welche man von Paganini hat, wird erzählt, daß sein Lehrer ihn sieben Jahre lang ein und dasselbe Stück spielen ließ und dann plötzlich erklärte, er habe genug gelernt. Aus dieser einen Begebenheit, welche sich doch nicht unter seinen Augen zugetragen hatte, sog er die Erfahrungen ganzer Jahre; alle Gemüthsbewegungen, welche das Herz eines Menschen fassen kann, durchströmten seine

Seele, und sein Athem wurde jedes Mal, wenn er wieder auf die Katastrophe zwischen den Bäumen kam, und wie er sie in seinen Armen sah, von den widerstreitendsten Gefühlen gehemmt. Was ihm — wunderbar genug, gerade jetzt — als das höchste Glück des Erdenlebens erschien, was ihm, wenn er nur daran dachte, es erreichen zu können, schon Schwindel verursachte, alle diese Jugend, Schönheit, Wärme, Alles war einem Andern hingegeben, sie klammerte sich an ihn und küßte ihn auf den Mund. Er ergänzte es durch Neigungen und Wünsche, an deren schwache Keime er sich nun aus ihrem Verhältnisse zu ihm erinnerte; nun war das Spiel Ernst, entzückender, berauschender Ernst geworden, und er selbst stand abwärts als Zuschauer, mit ahnungsvollem Mitwissen und bitterer Eifersucht.

Ohne es zu bemerken, hatte er den Weg zurückgelegt und stand vor dem Hause des Agenten. Als er nun plötzlich die Augen aufschlug und dieses Haus, ganz unverändert wie in früherer Zeit, vor sich stehen sah, war es ihm beinahe unbegreiflich, daß sich Alles, was er gehört hatte, wirklich zugetragen haben konnte. Eine große moralische Veränderung in den Verhältnissen eines Menschen muß Zeit haben, um vollständig in sein Bewußtsein überzugehen; anfangs ist es, als wenn es nur lose haftet und abgeschüttelt werden kann, namentlich, wenn die sichtbaren Umgebungen durch ihre

Unveränderlichkeit sich nicht darein zu fügen scheinen. Und wenn man noch jung ist, leistet noch außerdem die Lebenskraft dem Kummer so vielen Widerstand.

Otto ging die liebe steinerne Treppe hinauf und in den Laden. Hier hing noch die Rolle Segelgarn über der Geldkiste; das große Gebinde mit Salz stand noch links von der Thür, und die Rollen Sohlleder standen noch auf der rechten Seite, gleich als ob in der Zwischenzeit nichts verkauft worden wäre. Die Leute im Laden grüßten ihn als einen Bekannten und hießen ihn willkommen; in der Thür nach der Wohnstube war noch das kleine, runde Fenster mit dem grünen Vorhange von innen. Es zog ihn gegen seinen Willen hinein.

Als er anklopfte, rief die tiefe, wohlbekannte Stimme des Agenten: „Herein!“ und als er eintrat, stand er dem Agenten gerade gegenüber, und dieser rief vergnügt aus:

„Guten Tag, Herr Student! Willkommen! Gratulire!“

Die Agentin kam ihm entgegen und gab ihm die Hand mit demselben Wunsche.

Im Sopha, nahe beim Ofen, saß Emilie. Sie sah bleich und leidend aus, und dieses leidende Aussehen sprach ihr in Otto's Augen das Urtheil; die Erzählung

des Doctors wurde zur Wirklichkeit. In diesem Augenblicke war aber nichts Bitteres in seinem Gemüthe; es schien eher, als ob ein Mitleiden mit allem Kummer dieses Erdenlebens beim Anblicke dieser verblichenen Blume sein Herz durchzuckte, und später kam es ihm seltsam vor, daß er nicht geweint hatte, daß er so ruhig hingegangen war und ihr die Hand gereicht hatte, während sie den Gruß des Wiedersehens mechanisch beantwortet hatte.

Auf Emilien wirkte seine Gegenwart wehmüthig-wohlthuend. Sie schien den Hafen zu sehen, wo sie Ruhe gefunden haben würde, statt daß sie nun auf eine See mit heftigem Wellenschlag hinausgetrieben worden war. Sie empfand, daß es etwas Liebes und Treues gäbe, welches in ihrem Besitze gewesen war — ob sie in diesem Augenblicke noch glaubte, daß es ihr gehören könnte? Wer weiß? Aber so faßte Otto ihren milden, freundlichen Ton auf, und für ihn war dies ganz unmöglich: im siebzehnten Jahre nimmt man nicht fürlieb; man kann mit Bitterkeit die ganze Forderung aufgeben, aber ablassen kann man nichts.

Wie es aber wogte und wechselte in seinem Sinne! Er erkannte die liebe Stimme wieder, sie war in seiner Nähe und sie war doch verschwunden. Ein grausamer Geist schien sein Spiel mit ihm zu treiben und seinen Augen zu entziehen, was seine Ohren hör-

ten. Es wurde ihm unerträglich und er eilte nach Hause. Als er wieder durch den Laden seiner Mutter kam und auf's Neue Peter Kröll bei seiner Arbeit sah, fühlte er Mitleiden mit sich selbst und mit Denjenigen, welche für das tägliche Brot arbeiten müssen, und er sagte mit sanfter Stimme:

„Guten Tag, Peter!“

Peter griff an seine Mütze, ohne aufzusehen.

„Auch er also!“ sagte Otto bei sich selbst.

Am Abend indeß, als er im Finstern allein war, trat das Bild der Emilie seiner Kindheit mit unwiderstehlicher Macht hervor, und seine Einbildungskraft empörte sich dann gegen alle Wirklichkeit. Es schien ihm unmöglich, daß er jetzt, da er nur einige wenige Schritte vom Gegenstande seiner Sehnsucht entfernt sei, denselben nicht erreichen könne. Mitten durch diese Vorstellung ließ die Einbildung ein anderes Bild, Emilie in den Armen eines Andern vorstellend, erscheinen; es glühte in seinen Adern, es zehrte an seinem Dasein; er griff nach seiner Stirn und bat Gott, er möge ihm doch seinen Verstand lassen. Es war ein Gebet, welches mit den verworrenen Gedanken durchwebt war, und erst spät in der Nacht verfiel er in einen unruhigen Schlummer.

Die folgenden Tage vergingen auf gleiche Weise

in Täuschungen, Kämpfen, und in einem träumerischen, schmerzhaften Zustande.

„Hast Du Emilien wirklich so lieb?“ fragte die Mutter mit unsicherer Stimme, als wenn es ihr Ueberwindung kostete, mit ihrem Kinde über einen solchen Gegenstand zu sprechen. Mit einem festeren Tone setzte sie aber sogleich hinzu: „Otto, liebst Du Emilien von ganzem Herzen?“

„Warum fragst Du darnach?“ antwortete er ungeduldig und mit Widerwillen, sich in eine ernsthafte Prüfung einzulassen.

„Ich sah, daß Du Dich grämtest, und glaubte, Du hättest Kummer. In früheren Tagen, weiß ich wohl, hattest Du eine kindische Liebe, und Du mußt mir sagen, ob Du sie jetzt von ganzem Herzen liebst.“

„Wie kann ich es wissen ... ich weiß es nicht, Mutter.“

„Weißt Du es nicht, Kind?“

„Nein, Mutter, ich weiß es nicht! Es ist eine schreckliche Sache! Emilie ist so verändert. Als ich weit von ihr entfernt, schien sie mir ein Paradies zu sein — ich glaube, ich hielt sie für einen Engel Gottes, und jetzt sieht sie anders aus, als ich dachte, und ist nur ein Frauenzimmer, welches sich in einen Andern verliebt hat. Sie konnte mich vergessen, und sie kann

ihn auch wohl vergessen, und dann mich wieder ... o, es ist bodenlos!“

„Otto, lieber Otto, wenn Du so vernünftig bist, warum kannst Du Dir den kleinen Kummer nicht aus dem Sinne schlagen?“

„Den kleinen Kummer! Und geberde ich mich denn so?“ rief er leidenschaftlich; „ist es ein Kleines, sich so getäuscht zu wissen, sich so unbeschreiblich zu sehnen! Weißt Du, was es heißt, den Becher seinen Lippen so nahe zu haben, daß man ihn an den Mund setzen kann, und jedes Mal zu entdecken, daß es durchaus nicht der Becher ist.“

„Ja, ich weiß, was es heißt, sich nach dem Becher zu sehnen und ihn nicht zu haben.“

„Ach, Du denkst an den seligen Vater! ... Das ist aber etwas Anderes. Läge sie in der schwarzen Erde, ich würde mich nicht so sehr um sie grämen! Ich stände doch an einem Ziele, ich könnte mir doch einbilden, daß das Glück dort wäre, und ich wüßte doch, wo es war und daß es nicht verloren sei, wie der Matrose sagte. ... O, kann ich lachen und weinen zu gleicher Zeit? Weißt Du was, Mutter, nun will ich es Dir sagen, nun weiß ich es: ich habe eine Seele verloren; wäre sie todt, so hätte ich doch ihre Seele.“

„Du hast doch Deine eigene Seele, und nimm nur die in Acht.“